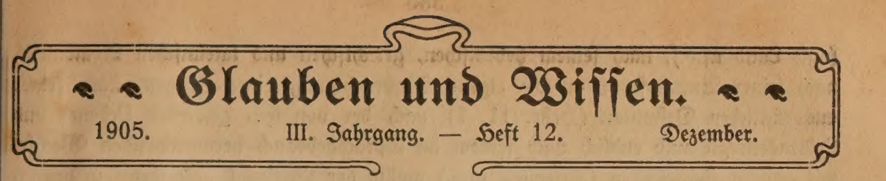


Glauben und Wissen.

1905. III. Jahrgang. — Heft 12. Dezember.



Glauben und Wissen.

Über das Thema „Glauben und Wissen“ den Lesern dieser Monatsschrift einen Artikel darzubieten, fühle ich mich durch zwei Umstände veranlaßt. Der eine liegt darin, daß ich meine, einige neue oder wenigstens vergessene und jedenfalls nicht hinreichend anerkannte Sätze über jenes Begriffspaar vorlegen zu können. Der andere Anlaß ist mir durch die immer von neuem und immer mächtiger sich aufdrängende Beobachtung gegeben worden, daß von der richtigen Bestimmung des Verhältnisses jener beiden Begriffe in hohem Grade die Zersprengung der Eiskruste abhängt, die hinsichtlich der Religion und speziell des Christentums sich um das Herz vieler unserer Gebildeten gelagert hat.

In unserer Zeit braucht man nicht lange dem Stimmengewirr einer Unterhaltung zu lauschen, und Sätze, wie z. B. die folgenden, werden an unser Ohr schlagen: „Glaubst du, was die Engländer über den Anlaß ihres Zuges nach Tibet erzählen?“ oder „Ich glaube nicht, daß es den Japanern so gehen wird, wie den Buren.“ Wer aber merkt beim Anhören solcher Sätze nicht sofort, daß in ihnen das Zeitwort „glauben“ in einem ganz verschiedenen Sinne gebraucht ist? In jenem ersteren Satze hat dieses Zeitwort ja den Sinn von „sich verlassen auf“ oder „vertrauen“, denn jene Frage meinte: „Bist du von der Wahrheit dessen überzeugt, was die Zeitungen über den Anlaß jener englischer Expedition sagen?“ In dem andern Beispiele aber bezeichnet das Zeitwort „glauben“ soviel wie „meinen, die Meinung hegen und dergleichen.“ Selbstverständlich können nun aber diese beiden so verschiedenen Bedeutungen dem Zeitworte „glauben“ nicht in gleich ursprünglicher Weise zukommen. Welche von beiden ist also die ursprünglichere?

Auf sechsfache Weise läßt sich meiner Ansicht nach dartun, daß der Ausdruck „glauben“ ursprünglich das Mitdenken der Aussage eines Zeugen oder das Miteintreten für sie bezeichnet. Nach der eigenen Wurzelbedeutung unseres alten galoupian

(vgl. Laub usw.), nach seinem hebräischen, griechischen und lateinischen Äquivalent, nach seiner Anknüpfung an die eigene Wahrnehmung eines Zeugen, nach seiner ausdrücklichen Definition (Hebr. 11, 1), nach der von ihm gewirkten Lebens- und Leidensenergie und endlich nach seinem im Sprachgebrauch hervortretenden Wechsel mit andern Zeitwörtern (vertrauen usw.) wollte der Ausdruck „glauben“ ursprünglich den Begriff des vollkommenen Überzeugtseins verkörpern. Diese sechs Punkte brauche ich nicht ausführlich zu entfalten. Sobald ich den Lesern auch nur die Spur gezeigt haben werde, werden sie von selbst den Weg vollends zu Ende gehen können.

Zunächst also lade ich sie ein, mit mir z. B. das seit 1890 erscheinende große „Deutsche Wörterbuch“ von Professor Heyne (in Göttingen) aufzuschlagen. Da finden wir die Auskunft: „Glaube ist vertrauensvolle Annahme einer Wahrheit. Die dem Worte zugrunde liegende Wurzel lub mit der allgemeinen Bedeutung des Willigseins und Gutheißens tritt auch in erlauben und loben hervor,“ oder z. B. Kluge bemerkt in seinem „Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache“ (3. Aufl.): „Zur Wurzel lub gehören die Wörter erlauben, Liebe, loben, Urlaub.“ Aber was brauchen wir noch weiter Zeugnis? Ist denn das englische believe, das eigentlich „belauben = bedecken“ bezeichnet, nicht noch ein lebendiges Denkmal von der Urform und Urbedeutung des Ausdruckes „glauben“? Also Wurzel und Nebenzweige dieses Zeitwortes beweisen einhellig, daß dieses Zeitwort ursprünglich den Anschluß einer Person an eine andere, das Miteintreten einer Person für einen Gewährsmann und seine Aussage bedeutete. Ebendasselbe ergibt sich zweitens aus den Wörtern, die im Hebräischen, Griechischen und Lateinischen für unser Zeitwort „glauben“ gesetzt wurden. Denn das entsprechende hebräische heëmîn bedeutet „fest sein lassen“ (das betreffende logische Objekt) oder „ein Festhalten ausüben“, wie ich durch eine erneute Prüfung der 52 Stellen, wo das Verbum vorkommt, festgestellt habe. Die griechischen Übersetzer aber haben pisteúein dafür gewählt, was anerkanntermaßen „treu sein und Treue leisten“ ausdrückt. Sie hatten auch Wörter mit der Bedeutung „meinen“. Aber keines von diesen ist jemals als das Äquivalent des hebräischen heëmîn gewählt. Ebensowenig bietet die lateinische Kirchenbibel für jenes Zeitwort etwa putare oder opinari, sondern credere, und dieses bedeutet nach Priscian „Vertrauen schenken.“ Ist es drittens nicht etwas Merkwürdiges — und auch noch nicht Bekanntes — daß die Propheten niemals von ihrem Glauben, sondern von ihrem Sehen und Hören, ihrem alle gewöhnliche Erfahrung übersteigenden Kontakt mit dem Welthintergrund gesprochen haben? Aber das forderten sie, daß ihren Versicherungen das Glauben ihrer Zuhörer entspreche. „Glaubet ihr nicht, so bleibet ihr nicht,“ rief Jesaja seinen Zeitgenossen (7, 9) — und nicht nur ihnen — in erschütternder Weise zu. Wer kennt sodann viertens nicht die Worte des Neuen Testamentes, die wie eine Definition des Ausdrucks „glauben“ geformt sind? Noch viel eindrucksvoller aber sind diese Worte (Hebr. 11, 1), wenn sie genauer aus dem Urtext so übersetzt werden: „Es ist aber der Glaube ein Unterbau für solches, was gehofft wird, ein Beweismittel für Dinge, die nicht gesehen werden.“ Wie deutlich ist auch darnach das Glauben eine Seelen-

leistung, die mit dem Merkmal der vollkommenen Gewißheit ausgestattet ist! Freilich bedarf dies einer weiteren Bestätigung nicht. Aber es wäre doch auch wieder ein Unrecht, wenn wir fünftens nicht an die Leidens- und Todesproben erinnern wollten, durch die der Glaube sich mit goldenen Spuren in die Annalen der Weltgeschichte eingeprägt hat. Sieh, wie die erlauchte Schar der Bekenner und Blutzeugen festen Auges in das Jenseits blickt! Hörst du auch, wie in ihren Reihen die Parole von Mund zu Mund geht „Ich glaube, darum rede ich?" Siehst du, wie aus ihren Augen das triumphierende Bewußtsein „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt" leuchtet? So ist auch schon für das Letzte, was oben als Beweismoment berührt wurde, ein Beleg gegeben worden. So lassen aber auch die Apostel mit dem Zeitwort „glauben" das Zeitwort „wissen" nicht selten wechseln. Denn wir lesen z. B.: „Ihr wißt genau, daß der Tag des Herrn so, wie ein Dieb in der Nacht, kommen wird" (1. Thess. 5, 2), und ich habe auch beobachtet, daß in unsern reformatorischen Bekenntnissen, wie gleich in dem zu Augsburg übergebenen, das Zeitwort „glauben" mit „wissen" und „kennen" parallel geht: „Man redet — hie — von wahrem Glauben, der da gläubet, daß wir durch Christum Gnade und Vergebung der Sünde erlangen, und der nun weiß, daß er ein (so!) gnädigen Gott durch Christum hat, kennet also usw." (Artikel 20).

Wie klar also ist es, daß das Glauben nach seinem ursprünglichen und überhaupt älteren Sinn ein Sichverlassen auf die Aussage eines Zeugen war. Bekanntlich pflegten deshalb ja die Lehrer des evangelischen Christentums zu sagen, daß das Glauben aus notitia, assensus, fiducia besteht, d. h. ein Seelenvorgang ist, der alle drei Hauptsphären unserer geistigen Tätigkeit durchrauscht. Als Kenntnisnahme von der Kunde eines Religionszeugen in unserem Seelenleben gleichsam Wurzel schlagend, wächst er mit zujauchzendem Beifall grünend und blühend durch unsere Gefühlssphäre hindurch, um als Vertrauen dem Willensgebiete neue Impulse und neue Direktiven zu verleihen. So ausgeprägt, wanderte der Begriff des Glaubens einem wohlbewahrten Goldstück gleich mit unverblichenem Glanze durch die Jahrhunderte, und wie gestaltete sich da sein Verhältnis zum Wissen?

Lassen wir uns diese Frage zuerst von einem Manne mit so weitem Horizont, wie Leibniz (1632—1716) es war, beantworten! Er hat überhaupt bemerkenswert scharfe Blicke in die richtige Art, das Christentum zu begründen, getan. Er sagte z. B.: „Unter den Theologen, welche ihr Handwerk verstehen, ist man darüber einverstanden, daß die Beweise für die Glaubwürdigkeit der Schrift ein für allemal die Auktorität derselben vor dem Richterstuhl der Vernunft erweisen" (angeführt bei Tholuck, Beiträge zur Geschichte der Literatur der Apologetik in seinen „Vermischten Schriften", 2. Aufl., S. 167). Er hat also die richtige Ansicht vertreten, daß die Lehre von der heiligen Schrift vor der Behandlung der einzelnen Glaubenslehren erledigt werden muß und nicht, wie es einzelne neuere Dogmatiker (Luthardt u. a.) gemacht haben, innerhalb des Systems der Glaubenslehren auftreten kann. Dieser Religionsphilosoph Leibniz sagte nun in seinem „Discours de la conformité de la foi avec la raison", der eine Einleitung zu seiner berühmten Theodicee (Rechtfertigung — der unparteiischen Liebe — Gottes) bildet so: „Man

kann den Glauben mit der Erfahrung vergleichen, da der Glaube hinsichtlich der ihn bewahrheitenden Beweggründe von der Erfahrung derer, welche die Wunder gesehen haben, auf die die Offenbarung gegründet ist, und von der vertrauenswürdigen Überlieferung abhängt, welche die Kunde von jenen Taten bis auf uns gebracht hat . . . beinahe wie wir uns auf die Erfahrung derer, die China gesehen haben, und auf die Glaubwürdigkeit ihres Berichts gründen, wenn wir die Wunder glauben, die man uns von jenem fernen Lande erzählt" (übersetzt aus der édition Jaucourt, p. 2). Leibniz also stellte den Glaubensakt des Christen mit dem Anerkennen der Kunde zusammen, der uns z. B. von geographischen Forschern aus fernen Erdteilen zugetragen wird.

Dies aber war im Grunde die wirklich richtige Verwendung des Zeitwortes „glauben", und von ihr könnte nur in folgender Richtung abgewichen werden. Wir sprechen nämlich in bezug auf die Besiegung der Römer durch Hermann den Cherusker von einem Wissen, und doch beruht auch diese Kunde auf der Vermittelung von Zeugen. Ihnen gegenüber würde man, wenn sie ihre Wahrnehmung direkt mitgeteilt hätten, natürlicherweise von einem Glauben sprechen. Dies aber müßten wir konsequenterweise immer noch tun, nachdem ihre Mitteilung durch andere Vermittler schriftlich fixiert worden ist. Nur eine Inkonsequenz des Sprachgebrauchs und, was die Hauptsache ist, die hohe Taxierung der diese Mitteilungen enthaltenden Quellen hat es zuwege gebracht, daß wir uns gewöhnt haben, in bezug darauf von einem Wissen zu sprechen. Dies aber ist nur derselbe psychologische Vorgang, den wir auch auf dem religionsgeschichtlichen Gebiete beobachten. Denn auch religiös voll überzeugte Persönlichkeiten scheuen sich nicht, an Stelle des Zeitwortes „glauben" vielmehr „wissen" zu setzen. Die Samariterin am Jakobsbrunnen sagt zum Herrn nicht „Ich glaube der prophetischen Verheißung, daß der Messias kommen wird", sondern sie sagt einfach „Ich weiß, daß der Messias kommen wird" (Joh. 4, 25). Sicherlich erinnert sich auch der Leser selbst an solche Aussagen, wie diese „Wißt ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist usw.?" (1. Kor. 6, 19). Der Apostel scheut sich auch nicht davor, zu schreiben: „Ich will daß ihr betreffs der Entschlafenen wißt usw." (1. Thess. 4, 13). Jedenfalls darf man auch nicht vergessen, daß der Evangelist Lukas sein Evangelium zur Begründung sogar einer genauen Kenntnis geschrieben hat. Denn in seinem überhaupt äußerst wichtigen Vorwort bemerkt er, daß er nach umfassendster Sammlung aller Materialien genau und der Reihe nach berichten wolle, damit der Leser einen sicheren Grund erfahre (eigentlich: eine genaue Kenntnis erlange) von den Dingen, in denen er den Anfangsunterricht bereits bekommen habe. Daher wundern wir uns auch nicht, daß es z. B. in einer bekannten Stelle heißt: „Wir haben — erst auf deine Aussagen hin — geglaubt und — dann — erkannt, daß du bist Christus usw." (Joh. 6, 69). Zielte doch auch die ganze Unterweisung der Apostel darauf hin, in ihren Hörern und Lesern in erster Linie ein Vertrauen auf die grundlegenden Tatsachen der Religionsgeschichte zu ermöglichen (Apostelgesch. 2, 22 ff. rc.; 1. Kor. 15, 3 ff. rc.).

Dieses Zurückweichen des Ausdrucks „glauben" zugunsten des Ausdrucks

„wissen" bewegt sich also parallel in bezug auf profangeschichtliches und religionsgeschichtliches Material und fließt auf beiden Gebieten aus ebenderselben Quelle: nämlich dem hohen Grade von Vertrauen auf die Zuverlässigkeit der Vermittelung der betreffenden Kunde.

Indes läßt sich in der neueren Zeit auch eine andere Bewegung beobachten: Der Begriff des Glaubens soll entleert, und dagegen die Tragweite des Wissens gesteigert werden.

Eine ganze theologische Richtung unserer Tage will den christlichen Glaubensakt von der religionsgeschichtlichen Kenntnisnahme lostrennen. Man will das Glauben nicht mehr als eine solche Seelenleistung ansehen, die der Anerkennung der Tatsachen der Religionsgeschichte nachfolgt. Viele neuere Theologen, und zwar solche, die sich als „die" modernen und als die allein wissenschaftlichen hinzustellen pflegen, wollen die Behauptung zur Geltung bringen: das Glauben soll sich selbst produzieren. Das Glauben soll sozusagen eine freischwebende Größe, ein unnennbares Gefühl, ein unbestimmtes Ahnen, ein aus dem eigenen Drange des Subjektes hervorgehendes Hinausstreben über die Gegenwart sein. Ja, man sagt ausdrücklich: „Das Wollen und Streben auf geistigem Gebiete ist Zuversicht, Glaube" (Arthur Bonus in der Wochenschrift „Die christliche Welt" 1900, Sp. 496 f.). Für Leute von dieser Richtung wird das Glauben zu einem subjektiven Produkt des eigenen Ich: ein bloßes Meinen, ein bloßes Wünschen. Sie sind ganz nahe daran, auf den Standpunkt von Ludwig Feuerbach zu geraten, der die Religion für ein Erzeugnis der menschlichen Wünsche erklärte. Welche Degradierung des Glaubens! Wenn wir bei ihrer Beurteilung auch ganz davon absehen, daß die Vertreter dieses Standpunktes ihr Glauben, das doch von ihnen selbst produziert sein soll, noch ein christliches zu nennen wagen, wie töricht, einem solchen Glauben noch „Gewißheit" zuzusprechen, wie es aber ausdrücklich in derselben Wochenschrift „Die christliche Welt" (1902, Sp. 1108) geschieht. Denn dort lesen wir: „Solcher Glaube gewinnt seine Gewißheit . . . aus dem noch flüssigen, lebendigen und lebenschaffenden Ringen und Wollen und Streben und Werden im eigenen Innern". Nicht wahr, das erinnert doch gar zu lebhaft an die Operation, daß jemand seinen eigenen Schopf erfaßt und sich aus dem Sumpfe herauszieht![1])

Was aber viele in der neueren Zeit von der Wagschale des Wertes der Glaubensleistung und ihrer geschichtlichen Grundlage mit bereitwilliger Hand weggenommen haben, das haben sie gern auf der Wagschale des neuen Wissens aufgetürmt. Ich brauche dies in diesen Blättern nicht ausführlich zu beweisen. Ihre Leser wissen aus so vielen trefflichen Ausführungen, wie gar manche kühne Verallgemeinerung gewonnener Ergebnisse die siegesgewisse Forschung — oft allerdings halb unbewußt — sich erlaubt hat und so ihre Sätze als überaus weitreichende oder gar ausnahmslose hinstellte. Warum denn nicht ein allgemeines Gesetz formulieren? Ist die Natur etwa eine Stümperin? So hat schon der und jener gemeint, anscheinend im edlen Eifer, der Natur seine Huldigung darzubringen.

1) Man kann hierüber weiter mein Heftchen „Die Religion unserer Klassiker, oder die Klassiker unserer Religion?" (1905 bei M. Kielmann) vergleichen.

In Wirklichkeit aber vergaß er dabei die doch von ihm selbst proklamierte Methode, daß in der wissenschaftlichen Forschung vom Einzelnen zum Ganzen fortzuschreiten sei, und nahm das geduldig abzuwartende Endresultat der Untersuchung vorweg. „Wärme dehnt die Körper aus“ lautet ein solches „allgemeines“ Gesetz, und doch wird dies am Wasser zu Wasser. Dieses besitzt ja bei vier Grad Wärme seine größte Dichtigkeit und das gefrierende Wasser zersprengt sein Gefäß. Jede Gärtnerei lehrt, daß die Veränderung von Standort und Nahrung viele Variationen von Pflanzen herbeiführt. Flugs diktiert jemand der Natur das „Gesetz“, daß alle Mannigfaltigkeit im Pflanzen- und Tierreich aus der Anpassung an Terrainverschiedenheiten und infolge von Nahrungswechsel entstanden seien. Oder z. B. die Ansicht von der Umdrehung der Sonne um die Erde hat sich als falsch erwiesen. Warum denn also soll nicht die alte Weltanschauung überhaupt ein Irrtum sein? So ist schon mancher überkühne Bogen gespannt worden, um die Sphäre der Geltung des Wissens zu steigern.

Infolgedessen läßt sich die Meinung vieler moderner Menschen über das Glauben so veranschaulichen: Das Glauben gleicht dem Trinken aus einem Strom von dunkler Herkunft. Aber wie, wenn man nun dem gegenüber sagte: „Das Wissen gleicht einem uferlosen Ozean?“ Wer von beiden würde mehr Recht haben?

Wir gehören am wenigsten zu denen, die es bestreiten, daß der Glaube sich oft auf unsichere Elemente der Tradition bezieht und dann als ein Trinken aus einem dunklen Strom bezeichnet werden darf. Aber ist es nicht das Recht des Glaubenden, den Strom der Zeugnisse bis zu einem obersten Quellpunkt zurückzuverfolgen? Ist dies nicht sogar seine Pflicht? Der Glaube soll in ihrer Erfüllung bis zu den direkten Versicherungen der Propheten zurückdringen, die uns in ihren anerkannt echten Reden wie Mann gegen Mann gegenüberstehen. Er soll aus dem Munde Jesaias z. B. hören: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die Saures als süß und Süßes als sauer hinstellen! Wehe denen, die — nur — bei sich weise sind und sich nur selbst für klug halten!“ (5, 20 f.). Er soll also vernehmen, wie dieser Mann alle sophistische Begriffsverdrehung und allen subjektivistischen Selbstbetrug zu verurteilen wagte, und soll sich dann fragen, ob dieser Mann nicht seiner göttlichen Mission felsenfest gewiß sein mußte. Der Glaube soll ferner bis zu dem Zeugnis Jesu Christi vordringen, in dem die Höhe des weltgeschichtlichen Anspruchs mit der Klarheit des Berufsbewußtseins, die Deutlichkeit der Abgrenzung ihrer Mission von andern Parteitendenzen mit der sonnenhaften Lauterkeit des Strebens, die Höhe der Ideale mit der schweigenden Heldenhaftigkeit des Leidens um die Palme des Sieges rang. Der Glaube soll sich immer und immer wieder vor jenes Bekenntnis der Apostel „Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten von dem, was wir gesehen und gehöret haben“ (Apostelgesch. 4, 20) stellen, oder soll hören „Was wir mit unseren Augen gesehen haben usw.“ (1. Joh. 1, 1) und soll bedenken, daß die Apostel selbst ermahnten, die Geister und Geistesbewegungen zu unterscheiden (1. Kor. 12, 10 ꝛc.). Wenn aber der Glaube so bis zu den ersten

Quellpunkten aufwärts dringt, dann soll man es wohl lassen, ihn als ein unbegründetes Meinen zu schelten. Und wollte jemand etwa noch auf die Verschiedenheiten hinweisen, die sich in den Erzählungen der Bibel hie und da finden, dann vergesse er auch nicht, das zu bedenken, was Tholuck in seinem Werke „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“ (S. 448 ff.) vorgeführt hat: Zwei so angesehene Geschichtsschreiber, wie Livius und Polybius weichen in ihren Angaben in bezug auf den Zug Hannibals über die Alpen von einander ab. Aber mögen sich die Gelehrten die Köpfe darüber zerbrechen, Hannibal ist doch vor den Toren von Rom erschienen und hat die Römer zittern gemacht. Es hat ja auch Lessing gesagt: „Wenn Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede Silbe auf die Folter spannen: warum denn nicht Matthäus und Markus und Lukas und Johannes?“ So vermag der Glaube gar wohl den Vorwurf zurückzuweisen, daß er ein Trinken aus einem dunkeln Strom sei.

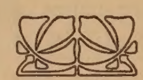
Aber kann das Wissen ebenso unsern obigen Satz widerlegen, daß es einem uferlosen Ozean gleiche? Ist die Grenzlinie des Wissensgebietes nicht wirklich eine verschwimmende?

Öfter, als man denken sollte, hört man ja, daß das Wissen in seinen letzten Schlußfolgerungen oder Voraussetzungen in das Reich des Ungewissen übergeht. Nur wenige Sätze aus älterer und neuerer Zeit mögen dies belegen! Der große Naturforscher Albrecht v. Haller sagte z. B.: „Unseliges Geschlecht, das nichts aus Gründen tut, Dein Wissen ist Betrug und Tand dein höchstes Gut“ (angeführt bei Tholuck, Vermischte Schriften, 2. Aufl., S. 175). Ferner sei an einige von den ebenso wahren wie schönen Worte erinnert, mit denen der — nun vollendete — berühmte Geograph Friedrich Ratzel den ersten Band dieser Zeitschrift geschmückt hat. In dem Aufsatz mit dem Titel „Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht“ legte er, der mit einem ungewöhnlich weiten Forscherblick ausgestattet war, dennoch dieses Bekenntnis ab: „Die Wissenschaft ist keineswegs immer höher und höher gestiegen und hat die Religion einfach immer tiefer in mythologischen Niederungen zurückgelassen . . . Das Mysterium des Daseins ist der Wissenschaft nicht klarer geworden, seitdem sie sich selbständig gemacht hat; der Geist, der mit Induktion und Experiment arbeitet, stößt heute noch an dieselben Grenzen, wie vor Jahrtausenden der Geist, der sich die Rätsel der Welt durch Mythendichtungen zurechtlegte“ (Jahrg. 1, S. 19). Welcher Leser denkt auch nicht von selbst an den von Dubois-Reymond auf dem Naturforscherkongreß zu Leipzig 1870 gehaltenen Vortrag über die Grenzen des Naturerkennens? Auch hat ja z. B. H. Kayser, Professor der Physik in Bonn, in seiner Abhandlung über „Die Elektronentheorie“ (1903), S. 31 f. bemerkt: „Nicht der Lichtäther ist unterlegen und beseitigt worden, er ist Sieger im Kampfe geblieben. Statt seiner ist das, was allein dauernd und sicher auf der Erde und im Weltraum schien, der feste Punkt, von dem aus man das Übrige beherrschen zu können meinte, die Materie ins Wanken gekommen, und man ist auf dem Wege, ihr die gesonderte Existenzberechtigung abzusprechen.“ Ja, die Sphäre des Wissens geht überaus häufig in das Reich der gewagten Ver-

allgemeinerung und der traumhaften Ahnung über, und die Forschung kann das Betreten dieses Gebietes gar nicht ganz vermeiden, wenn sie ihre Sammlung der exakten Wahrnehmungen zu einem Gesamtbild vom Universum abrunden will. Oder was ist das Atom, zu dem der Materialismus sich flüchtet, anderes, als eine im Denken zu Hilfe genommene Größe? Das Wissen hat also um so weniger Anlaß, sich dem „Glauben" gegenüber zu überheben, als es selbst die Begrenztheit seines Gebietes anerkennen muß und — wahrlich nicht in seinen schlechtesten Vertretern — auch oftmals selbst freimütig anerkannt hat.

Glauben und Wissen sind deshalb nach unserer Überzeugung nicht zwei Feinde, sondern ein sich ergänzendes Freundespaar, in dessen immer lebendigem Zusammenwirken der Menschengeist erst seine wahre Befriedigung und das Menschengemüt erst seine volle Harmonie findet.

Ed. König.



Aus Jesu Seelsorge.

Eine Einzelheit aus des Heilandes letzten Erdentagen, eine kleine Episode wahrscheinlich vom Palmsonntage, soll erläutert werden: Joh. 12, 20—24. Der Zusammenhang dieser fünf Verse ist nicht leicht, auch nicht ganz zweifellos sicher zu stellen, weder mit dem Vorausgehenden noch mit dem Folgenden noch innerhalb des drei- oder vierfach gegliederten Abschnittes: einige Griechen fragen nach Jesus; Philippus und Andreas geleiten die sehnsüchtigen Fremdlinge; Jesus läßt sich nicht nur sehen, sondern auch hören und gibt den bescheidenen Heiden mehr, als sie erbaten: bedeutsame Worte V. 23 und 24 als „Antworten" und als senfkornartige Rätsel, als zukunftsreiche Samenkörner geistigster Art. — Sicher aber ist, daß der Inhalt mit seiner Fülle an plastischen, blitzartig aufleuchtenden Gruppen und Gedanken zum Nachdenken zwingt und, in ungesuchter Weise, weiteste Aussichten eröffnet: nicht nur in den Jüngerkreis und seine Freundschaften; nicht nur in das Innenleben des „Herzenskündigers" und in seine Art Suchende finden zu lassen; sondern auch in das Geistesleben drüben in Korinth und Athen, wo nachmals St. Paulus gegenüber heidnischem Spotte und grobsinnlicher Weltauffassung der laute, beredte Anwalt wird von „Auferstehung" und vom einst gekreuzigten „Auferstandenen" (Apostelgesch. 17, 18. 32; 1. Kor. 15, 35—38.)

Für Jesu Unmittelbarkeit im Durchschauen und Erfassen der ihm nahekommenden Personen, für seine pädagogische und seelsorgerische Meisterschaft im sachlichen Anknüpfen und Eingehen, für seine Gewohnheit, jede Gabe seinerseits auch zur Aufgabe zu machen für die empfangende Person oder Zeit und so die Erstlinge des Geistes zu Samenkörnern einer langsam ausreifenden Offenbarung zu machen; für die Bestimmtheit des Ausdrucks in Sprache und Denken, wodurch die sinnen-

fällige Erscheinung zum Gleichnis und zur Weissagung wird für die übersinnliche Welt: für dies alles legt Joh. 12, 20—24 klarstes Zeugnis ab.

Auffallen kann es, daß gerade das Johannes-Evangelium in ganz hervorragender, breit ausgeführter Schilderung Proben gibt von Jesu besonderer Seelsorge, von des Welterlösers Verkehr mit Einzelnen. Und doch gehört diese besondere Seelsorge des „fleischgewordenen Logos", dieses Suchen nach Fernstehenden seitens der in Christus verkörperten „Gnade und Wahrheit", diese „Hirtentreue" dem Kleinen und Einsamen gegenüber gerade zu den lebensvollsten Besonderheiten des „geistigen" vierten Evangeliums. — St. Johannis Adler fliegt: nicht nur im Prologe oder in den Streit- und Abschiedsreden, auch sonst oft in einzelnen wetterleuchtenden Wendungen fliegt er in die Tiefen der Gottheit und Ewigkeit hinein und hinweg über der Welt chaotische Finsternisse und Abgründe. Allein St. Johannis Adler rastet auch: Jesu Zwiegespräche, bei Tag oder Nacht, mit einem hochgebildeten Manne oder einem halbverkommenen Weibe, mit geistig oder leiblich Suchenden und Kranken sind Ruhepunkte, aber auch Stationen für Jesu Geist, der die einzelne Seele nicht minder hochhält und nicht weniger umwirbt als die gesamte große Welt. Die eine leichtsinnige Samariterin wird umgestimmt und tonangebend für ihres Volkes bessere Zukunft; der eine Nikodemus wird zum Belege dafür, daß die Satzungen der Schriftgelehrten doch nur Schleier waren vor den Augen der Ahnenden und Suchenden. Die lebenslang ohne Schuld oder jahrzehntelang infolge von Jugendsünden Kranken werden Anlaß, vom geheimnisvollen Walten der göttlichen Allmacht und Gerechtigkeit, von der Heilkraft der menschlichen Reue und der still harrenden Geduld, vom Vorurteile der herzlosen Alltagsweisheit und vom entscheidenden Urteile des oft lange schweigenden himmlischen Vaters Zeugnis abzulegen. Im ersten und letzten Kapitel des St. Johannes greift der Meister in das Ringen und Leiden zweier Jünger hinein, für immer sie weihend und an sich kettend. Nathanael, einer der Stillen im Lande, doch voll ungestillter Sehnsucht nach dem Verheißenen, wird im stillen Gebete vom „Herzenskündiger" erschaut und durch ihn aller Zweifel ledig. Simon, des Johannas Sohn, der seit der Verleugnung gelähmte und kurzsichtige Petrus von einst wird neu geweiht für die doppelte Nachfolge seines Herrn — unter dem Hirtenstabe und unter dem Kreuze.

Die im Johannesevangelium nebeneinander hergehenden, einander ablösenden Reihen von tiefsinniger Spekulation, Gott und Welt umspannender Innen-Anschauung einerseits, und andrerseits von wirklichster, psychologischer und ethischer Darstellung individueller Probleme — sind nicht Gegensätze, sondern sie sind kosmische und persönliche Durchführung des Themas: „in Ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen", „ohne Ihn ist nichts gemacht, was gemacht ist." — Individuelle und kosmische Bedeutung hat auch die nur flüchtig angeschlagene, aber tief und weitreichende Erzählung Joh. 12, 20—24. „Etliche Griechen," einzelne Reisende und doch: Erstlinge aus dem heidnischen Abendlande und Vertreter des höchstgebildeten Kulturvolkes „wollten gerne Jesum sehen". So naheten sich frühe die Weisen aus dem Morgenlande „dem neugeborenen Könige"

als Sternkundige, Sterndeuter haben sie den äußeren Himmel befragt, und die Natur gab ihnen im leuchtenden Sternenzeichen eine teilweise Antwort; als Erstlinge aus der Kulturwelt des uralten Ostens, wohin Paradies und Turmbau und Patriarchen deuten, kamen sie als Vertreter ihrer Priesterschaft und Wissenschaft, um im Jesuskinde dem künftigen Hohenpriester der Welt und dem Meister sondergleichen zu huldigen. Mittelpunkt zwischen Abend- und Morgenland ist Jerusalem: von West und Ost kommen die Suchenden, Fragenden zu dem Einen, der vom heiligen Lande aus die Losung und Antwort gab für alle Lande: „Ich bin's“ (Joh. 14, 6).

Der Tag, an dem „etliche Griechen“ Jesum sehen wollten und dann auch geheimnisvoll sprechen hörten, war der Palmsonntag. Zwei Tage nach des Lazarus Auferweckung, einen Tag nach dem Dankesmahle der drei bethanischen Geschwister und der Salbung durch Maria zieht Jesus vom Osten her in Jerusalem ein, umjubelt von den Zeugen des Lazaruswunders und von den durch diese begeisterten Festpilgern, beargwöhnt von den neidischen und durch Jesu Erfolge inmitten des „Volkes“ beunruhigten „Pharisäern“. „Alle Welt läuft Ihm nach“, so klagen sie einander; ärgerlich und verächtlich klingt ihre Rede gegen Jesus, wie gegen die, welche ihm folgen; seine Gefolgschaft umfaßt Judäer aus Jerusalems Nähe, galiläische Stammesgenossen der Jünger, und auch „etliche Griechen“, also heidnische Fremdlinge, die auf den Wegen ihres irdischen Berufes bis in die Vorhöfe des jüdischen Geisteslebens gekommen waren. Kaufleute waren sie.

Der Ort ihrer Begegnung mit Jesus kann außerhalb Jerusalems liegen oder innerhalb des dritten Tempelvorhofes. — Möglich ist, daß noch während des Einzuges, zwischen Bethphage und der Stadt, bei kurzer Rast inmitten der drängenden Massen, angesichts der sprossenden Ähren (V. 24) auf freiem Felde „Anfrage“ und „Antwort“ erfolgte: dann entsprächen sich Joh. 4, 35 und Joh. 12, 24 insofern, als Jesus beidemal seine Weltmissionsgedanken angeknüpft hätte an das Samenkorn zu seinen Füßen; dem „Volke“ gegenüber zumal, aber auch im engeren Jüngerkreise, macht er ja oft die Dinge des Erdreiches in seiner nächsten Nähe zu Sinnbildern des Himmelreiches. Möglich aber ist auch, daß jene „Griechen“ an Jesum herankommen erst im Tempelvorhofe, nach Beendigung des Einzuges: der äußere dritte Vorhof stand auch den Heiden offen; alte Prophetieen schlossen die entarteten „Kinder“ doch nicht ganz aus vom Erbteile des „Erstgeborenen“, nach dem Morijah sollen und dürfen von altersher auch Heiden pilgern und so waren aus dem Heidentume „etliche Griechen hinaufgekommen, daß sie anbeteten auf das Fest“: im äußersten Vorhofe stehend, denn höher emporzusteigen wehrten ihnen in lateinischer und griechischer Sprache die Inschriften am zweiten Vorhofe (für Frauen und Kinder) „Tod den Heiden“. Ob dann die Anknüpfung Jesu an das „Samenkorn“ zusammenhängt mit dem Opfer von Naturgaben, das in vielfacher Form und in großen Mengen auf dem Brandopferaltare dargebracht wurde?

Herkunft dieser, wohl schon als Proselyten d. h. Übergetretene anzusehenden und nicht zum ersten Male auf einem jüdischen Feste anbetenden „Griechen“ ist nicht ohne Rücksicht auf Joh. 7, 35 zu bestimmen. Dort vermuten Jesu jüdische Gegner, er wolle wohl gar Palästina verlassen und nach Art pharisäischer Reise-

prediger (Matth. 23, 15) jüdische Propaganda treiben unter den heidnischen „Griechen". Letztere, gleichviel ob nur in Asien daheim oder nach Afrika und Europa ihre Reisen ausdehnend, sind also nicht innerhalb der palästinensischen Grenzen zu Hause; als Kaufleute reisten sie jedenfalls, und sie sind uns ihres Standes tiefernste Vertreter: im Weltverkehr jener handeltreibenden Zeit suchen sie nicht bloß irdischen Gewinn, sie haben auch geistige Interessen und tiefere Fragen; sie gleichen in etwas dem Kaufmanne, der „Perlen suchte" und zum Lohne seines edelen Suchens das köstlichste Kleinod „fand" auf des Lebens Markte und Straße. — Von Hochmut und Leichtsinn vieler „Reisenden" und „Geschäftsleute" haben sie nichts an sich, ihre Rede stellt ihnen ein doppeltes Ehrenzeugnis aus. Voll Demut und Bescheidenheit grüßen sie den schlichten Galiläer Philippus; „Herr", reden sie den Jünger an; wie hoch mochten sie vom Meister denken, wie viel Großes und Gutes mögen sie vom Meister gehört haben aus dankbarem Munde der durch Ihn Genesenen oder Getrösteten! — Voller Sehnsucht, voller Wärme und doch voll bescheidenster Zurückhaltung ist ihre Bitte „wir wollten Jesum gerne sehen"; nur sehen, nur von ferne stehen und gar nicht mit ihm reden! Ob Er auf uns sieht, ob Er gar zu uns redet? Das ist nur ferne, leise Hoffnung, doch sie wagt sich nicht als Bitte hervor an den Überlasteten und Umdrängten. Ihre Demut wird belohnt: mehr wird ihnen gegeben, als sie erhofften und erbaten. Auf ihr Fragwort nahmen sie eine Antwort mit fort, die ihnen und ihrem Volke zu denken geben wird; Jesu Antwort deutet an: erfüllt ist nun in mir, was auch Natur und Menschengeist ahnungsvoll weissagte (V. 24).

Jesu Worte sind ausdrücklich als „Antwort" bezeichnet und zwar an „sie;" nicht nur an die beiden, einander von Kindheit her befreundeten Jünger (Joh. 1, 40 f. 44) aus Bethsaida, die auch sonst bei und nur bei Johannes (6, 5. 8) eng verbunden sind, Andreas und Philippus; die „Antwort" gilt gleicher Weise den meldenden Vertrauten und den angemeldeten Fremden, die erst für Jesus das „Anheben" dieser Rede veranlaßten (22); die Antwort war auch beiden Teilen der Hörenden, nicht bloß den Griechen, in diesem Zusammenhange vollends „ein dunkles Wort": „Verklärung des Menschensohnes", „notwendiges Ersterben des Weizenkornes", „segensreiches, fruchtbringendes Auferstehen des Lebenskeimes." Für uns ist ja die Gedankenverbindung, auch die Beziehung auf Jesu frühere Worte und auf Lebenstatsachen klar: die sehnsüchtige Anfrage einzelner Heiden wirkt die Weissagung auf des gesamten Heidentums künftige Verpflanzung auf den Gottesacker des Himmelreichs („das samaritische Feld ist schon weiß zur Ernte:" Joh. 4, 35; „ich habe noch andere Schafe, und dieselbigen muß ich herführen, und es wird Eine Herde und Ein Hirte werden" Joh. 10, 16); die demütige Anfrage der Fremdlinge stimmt Jesum innerlich so wie gegenüber dem heidnischen Hauptmanne (Matth. 8, 5—13, besonders „viele werden kommen vom Abend und vom Morgen und werden mit Abraham im Himmelreiche sitzen, aber die Kinder des Reiches werden ausgestoßen;" „solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden"); doch die frohe Weissagung darf nicht sein ohne die schmerzvolle Erinnerung an die nahe Passion, letztere aber wird „verklärt" durch die Sonne der Auferstehung und durch die Geisteserernte der Weltmission.

Was für uns nahe liegt, als Erfüllung nach der Weissagung, lag den damals Hörenden keineswegs handgreiflich nahe. Gerade Johannes betont oft der Jünger auffällige Langsamkeit im Verständnisse Jesu; auch an Philippus 14, 8 f. noch unmittelbar vor dem Karfreitage; den beiden Jüngern nun ruft Jesu Gleichnis hier dasjenige Gleichnis samt Deutung ins Gedächtnis und volleres Verständnis zurück, mit dem er einst angefangen hatte „zu dem Volke in Bildern zu reden" (Mark. 4, 1 ff., 13, 23; Matth. 13, 1 ff., 10 ff.). — Derselbe Ton, den Jesus einst angeschlagen hatte unter den Landleuten Galiläas und inmitten der verschiedenartigen Saatfelder, klingt nun auch als erster Gruß und Willkommen den fremden Volksgenossen entgegen — wie ein Orakel, dunkel, vieldeutig, tiefsinnig, der Lösung noch harrend und doch der Lösung nicht spottend, denn die Gleichnisrede ist keine unlösbare Hülle, sie läßt vielmehr durchscheinen des Geheimnisses Offenbarung.

Ob die griechischen Kaufleute das Rätselwort verstanden — vom Samenkorn, von seinem Sterben und neuem fruchtreichen Aufleben? Ob Jesu Anknüpfung mehr ist als Zufall und glückliches Ungefähr? Ob pädagogische Methode und bewußte, absichtsvolle Anknüpfung des „Antwortenden", des im Auge und im Herzen der fremden Ankömmlinge Lesenden die geistige Verbindung herstellten? — Daß Johannes die knappen, aber klar und scharf gezeichneten Striche hier zum lebensvollen Bilde vereinigte und so eine Palmsonntagsviertelstunde für Auge wie Ohr verewigte, beweist uns, daß der Evangelist auch dies Bild mit seinem Stempel, Joh. 20, 31, weiht und gegen oberflächliches Aburteilen schützt („dies ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes u. s. f.). Jesu Blick und Wort hat oftmals seines Volkes Schriftgelehrte und die gewalttätigen Sadduzäer, hat den römischen Machthaber Pilatus und die rohen Häscher, hat Israeliten und Heiden gleicherweise getroffen und entwaffnet. Daß Er hier, den Griechen gegenüber, das rechte Wort wählt und es als Senfkorn aus seiner Säemannsarbeit mit hinausgibt in der Heiden Land und Gedankenwelt, kann nicht befremden, auch wenn er nur der „Prophet wäre mächtig in Taten und Worten" und „gewaltiger" als der Durchschnitt der redegewandten Schriftgelehrten.

Welchen verwandten Ton mag Jesu Rede in den Seelen der ernstgesinnten Griechen wachgerufen haben? Die Götter Griechenlands waren Volksgötter nur noch im niederen Sinne, für die ungebildeten Massen. Der ernste Sinn der Gebildeten in allen Ständen suchte tiefere religiöse Befriedigung in den Mysterien. Unter den verschiedenen Geheimkulten war der vornehmste, geistvollste, seit Jahrhunderten am stärksten verbreitete der Eleusinische Ceresdienst, die Verherrlichung des im Sterben neues, reicheres Leben erbenden und spendenden Samenkorns. Die Thräne der Göttin, die nach ihrer geraubten Tochter Proserpina suchte, hat das Fruchtkorn geheiligt; letzteres selbst ist der Göttin Dankesgabe gewesen an die mitleidigen, mit ihr suchenden Erdenmenschen; aus dem Nachtreiche der Unterwelt treibt der unsterbliche Lebenskeim silberne Blüten und goldene Ähren dem sonnigen Himmel entgegen, ein Segen für die Armen der oberen Welt. So schon der uralte Mythus. Seinen sittlichen und religiösen Gehalt übernehmen die philosophisch-theosophisch beeinflußten Mysterien: unsterblich ist die Seele, im Jenseits lebt sie auf und fort.

Dieser Geheimlehre und des symbolisch-farbenreichen Geheimkultes rühmten sich, fast vermessen, die Eingeweihten: „Dreimal selig die Menschen, die solche Weihen geschaut und dann erst zum Hades hinabgehn — denn nur ihnen ist es beschieden zu leben“ (Plutarch); den in Finsternis ziellos Irregehenden draußen rufen die glücklich geborgenen Mysten (bei Aristophanes) zu „Für uns allein ist Sonnenschein und frohe Tageshelle;“ im Gegensatze zur althomerischen, einst volkstümlichen Vorstellung vom Schattenleben der Seelen in der düsteren, freudlosen Unterwelt feiert Euripides das Wiederauferstehen zum höheren, freudenreichen Dasein: „Was aus Erde entstand, das kehret dereinst zur Erde zurück; doch das aus himmlischem Stamme Entsprossene kommt zum himmlischen Pole stets wieder hinan; nichts geht zu Grunde je; von einander getrennt ist wohl dieses und andres, doch seine eigene Gestalt bewahret ein jedes.“ — Der Same predigte die Auferstehung!

Als der Apostel der Auferstehung den Spöttern und Zweiflern von Korinth die bilderreiche, auf Vergleiche der sichtbaren Natur hinweisende Antwort erteilte auf ihren Einwurf „wie werden die Toten auferstehen? mit welcherlei Leibe werden sie kommen?“ (1. Kor. 15, 35—38. 42—44), knüpfte er zuerst an das aus allen vier Evangelien als ältestes Jesuswort vor dem „Volke“ bekannte Gleichnis an vom Samenkorn. Paulus deutet auf dessen wunderbare Umwandlungen hin in dem einen Lebensprozesse, der nie endet und im Laufe der Jahrtausende ein Körnchen vermillionenfacht; das gealterte Samenkorn enthüllt den weißen Keim, dieser wird zum grünen Blatte, dies entfaltet sich zum Halm, aus ihr sproßt die silbern-goldene Ähre, in ihr schlummern die neuen kraftvollen Körner. So ist die Gottesnatur nicht Leugnerin, sondern Zeugin für die Vergeistigung und Verklärung auch des Leibes als eines Tempels, in dem der Geist Gottes wohnt.

Aus Korinth hörte Paulus die spöttische Frage der diese Auferstehung leugnenden Zweifler. In Athen hatte er vorher schon und viel lauter, stürmischer, entschiedener den Protest des gebildeten wie des ungebildeten „Volkes“ hören müssen: gegen die Auferstehung überhaupt und insbesondere gegen Jesum den Auferstandenen und den durch seine Auferstehung göttlicherseits Bestätigten (Apostelgesch. 17, 18. 32), also gegen Joh. 20, 23 f. —

So klingen die Gedanken von Joh. 12, 20—24 wieder an bei Paulus; sie springen von Jerusalem über nach Korinth und Athen; sie haben die dreifach verschiedenartige Aufnahme bei den Griechen gefunden, von der Joh. 12, 21 ff. u. a. O. berichten: willige Hörer in Jerusalem, stürmische Störer in Athen, leichtsinnige Spötter in Korinth, sie gleichen dem mancherlei Boden, der den Samen des Offenbarungswortes aufnehmen sollte, sich selber zum Segen und zur Befruchtung. — Vor Paulus hatte, nach Paulus schrieb Johannes die Jesusrede 12, 24. —

Von Grichenland aus hat sich Joh. 12, 24. 23b insonderheit erfüllt: Christi „Verklärung“ im Sinne der siegreichen Weltmission, und das „Fruchttragen des erstorbenen Weizenkornes“ im Sinne des raschen Wachstums der Bekenner Jesu; denn von Grichenland aus trug die geistige Phalanx der vom Apostel der Auferstehung begründeten Christengemeinden die doppelte Losung „Jesus der Gekreuzigte“

(das Weizenkorn muß in die Erde fallen und ersterben) und „Christus der Auferstandene" (bringt viele Früchte, bleibt nicht allein) hinein in die gealterte, nach einem Retter sehnsüchtig ausschauende Welt. E. Höhne.



Ein neuer Gottesbeweis.

Gegen Beweise für das Dasein Gottes ist man nicht ohne Grund mißtrauisch geworden. Wer im christlichen Glauben steht, gibt nichts auf das Anerbieten, daß man ihm die Berechtigung seines Glaubens an einen lebendigen Gott beweisen wolle; er ist seines Gottes gewiß auf Grund seiner täglichen Erfahrung. Seine Gebete werden erhört; er sieht sich von Gottes Zorn bedroht, sobald er Unrecht tut und weiß sich andernfalls von Gottes Liebe und Fürsorge getragen. Er wollte und könnte gar nicht leben ohne seinen Gott! Was sollen da Beweise nützen? Solche sind eher dazu angetan, den Gläubigen in seiner Sicherheit irre zu machen, weil sie ernsthaft von der Möglichkeit ausgehen, daß es auch keinen Gott geben könnte. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen der einfache Christ jedem Versuch, das Dasein Gottes zu beweisen, abgeneigt ist!

Allein der christliche Theismus ist eine Weltanschauung. Der Glaube an einen himmlischen Vater, der seinen Sohn in diese Welt gesandt hat, begründet eine charakteristische Lebensauffassung und eine solche muß mit andern Anschauungen von Welt- und Menschenleben in Konkurrenz treten. Zumal das moderne Leben mit dem gesteigerten Verkehr aller Schichten und Klassen der Bevölkerung nötigt jedermann, sich auch mit Leuten auseinanderzusetzen, die den Glauben an einen lebendigen Gott verloren haben! So ist der Gläubige gezwungen, darüber nachzudenken, welche Konsequenzen die Gottesleugnung mit sich bringt; er muß sich klar machen, wie das Menschendasein ohne den lebendigen Gott sich gestaltet. Wenn man unsere gedankenlosen Atheisten und Christentumsverächter nur für einige Zeit in ein heidnisches Land schicken könnte, damit sie mit eigenen Augen sähen, was für ein praktisches Verhalten, welche Summe von Roheit und Barbarei zu Hause sind, wo man den christlichen Gott nicht kennt! Bei den Meisten würde diese Kur von Erfolg sein, besonders wenn ihnen gleichzeitig Gelegenheit geboten wäre, die Wirkung der christlichen Missionsarbeit zu beobachten! Dies wäre auch das beste Mittel, die törichte Geringschätzung der christlichen Erziehung zu bekämpfen, die man heutzutage bei so vielen der sogenannten Gebildeten findet. Aber leider läßt sich dieses Mittel nicht in größerem Maßstab anwenden. Und die Bevölkerungsklassen, die in dem selbstgefälligen Kulturdusel der Gegenwart dahinleben, interessieren sich nicht einmal für die größte Kulturmacht der Geschichte; sie gehen mit fadem Lächeln an den Lehren vorüber, die früher den wichtigsten Gegenstand des öffentlichen Interesses gebildet haben. Will man ihnen aber aus Berichten der Missionare beweisen, welche

Wirkungen diese christlichen Wahrheiten in der Heidenwelt hervorbringen, so setzen sie diesem Bemühen eine kalte Gleichgültigkeit entgegen, die merkwürdigerweise für ein Zeichen geistiger Vornehmheit angesehen sein will.

Was soll unter diesen Umständen ein neuer Gottesbeweis helfen? Ich suche in meiner Schrift über den „Zusammenhang zwischen Verstandesbildung und Religion" (Stuttgart, W. Kohlhammer 1904) einen solchen zu liefern durch den Nachweis, daß jedermann ohne Unterschied, wenn er nur ein vernünftiger Mensch sein will, sich gewisse Begriffe über Charakter und Art der weltregierenden Macht bilden muß. Jeder Mensch muß sich irgendwie klar machen, was er von dem Weltganzen, das ihm gegenübersteht, und dessen Tendenzen hält! Der eine denkt sich dasselbe als eine eherne maschinenmäßig arbeitende Schicksalsmacht; der andere betrachtet die Welt als ein kolossales Lebewesen in pantheistischem Sinn; ein dritter stellt beim Blick auf das Weltganze den Gesichtspunkt einer evolutionistischen Entwicklung voran. Irgend einen Vers auf das Weltganze muß sich jedermann machen oder mit irgendwelchem Grundbegriff muß er demselben gegenüber operieren, wenn er nicht ganz stumpfsinnig und gedankenlos durch das Leben gehen will. Und damit ist unmittelbar gegeben, daß sich auch jedermann gewisse Gedanken machen muß über seine persönliche Stellung und seine Aussichten angesichts der von ihm beim Weltganzen vorausgesetzten Natur und Tendenz, obgleich diese Gedanken sofort auf wenige Möglichkeiten zusammenschrumpfen, wenn man als Grundursache der Ereignisse keine lebendig-verständige Persönlichkeit, sondern einen Mechanismus irgendwelcher Art voraussetzt. Da kann einer von seinem guten Glück und Stern faseln, der ihn in seinem Leben begleite, und der andre mag pessimistisch sein Mißgeschick beklagen, das ihn mit Regelmäßigkeit widrigen Erlebnissen aussetze; der eine kann den Versuch machen, aus gewissen Vorzeichen den Gang des großen Weltmechanismus im Voraus zu erraten, um sich für die kommenden Ereignisse zu wappnen, und der andere kann in stumpfer Ergebung erklären: das laß ich bleiben, ich weiß ja doch nicht sicher, was kommt! Gedanken und Begriffe über sein persönliches Schicksal und seine Aussichten macht sich der *denkende* Mensch mit derselben Unvermeidlichkeit, mit der er sich Gedanken über Art und Charakter der Weltregierung macht. Das liebe Vieh denkt allerdings über diese Grundfragen nicht nach und gewisse rohe Menschen auch nicht!

Nun aber läßt sich verhältnismäßig leicht zeigen, daß die Grundgedanken, mittelst deren man Art und Charakter der Weltregierung und zugleich die persönlichen Aussichten, die der Mensch in der Welt hat, zu bestimmen sucht, eine geschichtliche Entwicklung durchlaufen haben. In den Anfängen der Menschheitsgeschichte glaubte man die Urheberschaft der großen Weltereignisse brutal-tierartigen Mächten zuschreiben zu müssen. Anderes Lebendige von überlegener Kraft kannte der Mensch nicht; namentlich war ihm die Idee eines feineren Mechanismus, der eine geordnete Tätigkeit zu entfalten vermöchte, gänzlich unbekannt. Der Urmensch mußte also zum Begriff rohkräftiger Lebewesen greifen, um die gewaltigen Wirkungen, die er oben am Himmel wie unten auf der Erde sich vollziehen sah, zu erklären. Die Lebenssicherheit, welche der Mensch durch solche Vorstellungen errang, war freilich sehr fraglich. In den meisten Fällen blieb auch bei der Anerkennung

solcher Lebewesen als Urheber nichts anderes übrig, als stumpfe Ergebung in das Unvermeidliche. Aber die in ihrem Empfinden noch rauhen Menschen der prähistorischen Zeit trugen an dieser Unerbittlichkeit der gigantischen Mächte, welche den Weltlauf beherrschten, nicht so schwer, wie dies beim gesitteten Kulturmenschen der Fall sein müßte. Man lernte auch, den rohen Gewalthabern mit Opfern und Gaben unter die Augen zu gehen und sich dadurch vor ihrer verhängnisvollen Feindschaft zu schützen. So wurde der Fortschritt ermöglicht, den wir bei den Kulturvölkern des Altertums, namentlich bei den Griechen und Römern beobachten: den weltbeherrschenden, dem Menschen überlegenen Göttern wird immer mehr Menschenart, menschliches Empfinden und Verstehen, menschlicher Sinn für Sitte, Recht und Ordnung zugetraut. Und in demselben Maße wird der Verkehr mit diesen Göttern reicher und belebter: der Mensch bringt die tiefsten Anliegen und Zweifel seines Herzens vor die Götter. Nur sind die „seligen Götter" vermöge ihrer ganz andersartigen Daseinsbedingungen noch zu erhaben gegenüber ihren Anbetern, sie stehen namentlich deren Leiden gänzlich ferne.

Aber der Fortschritt der Offenbarung hebt auch diese Schranke auf. Das Judentum mit seinem einzigartig erhabenen Gott kommt dem Herzen dieses Gottes noch näher mittelst seines Bevorzugungsglaubens. So erhaben und hehr der Gott Israels ist, er hat doch ein Herz für sein Volk, für den auserwählten Stamm. Dadurch entspinnt sich ein inniger Verkehr des israelitischen Volks mit seinem Gott, dem einzig wahren, der seinerseits anhängliche Treue wohl zu würdigen weiß. Und damit ist die Brücke geschlagen zu der höchsten Gotteserkenntnis, zu dem Vater Jesu Christi, der seinen eingeborenen Sohn in die Welt gesandt hat und die Menschen als seine Kinder liebt. *Hier ist das feinste Empfinden und Verständnis der weltregierenden Macht für alle Bedürfnisse des Menschenherzens verbürgt und infolgedessen der lebendigste Verkehr mit derselben ermöglicht.* Mit dieser Welt- und Lebensauffassung kann der Mensch *denken*, wie mit keiner andern. Denn der verständnisvolle liebende Vater Jesu Christi weiß alles und kümmert sich um alles! Durch das allumfassende Walten dieser liebevollen Persönlichkeit werden alle Ereignisse unseres Lebens mit Geist und Sinn erfüllt, weil die verständnisvolle Betätigung eines liebenden Gemüts in demselben zum Ausdruck kommt.

Doch inwiefern soll darin ein Gottesbeweis liegen? *Insofern als durch diese Entwicklungsgeschichte der Beweis geliefert wird, daß der Sinn des Menschen fürs Nachdenken, für feines Empfinden und Verstehen wächst mit der Vervollkommnung des Gottesbegriffs, dessen höchste Stufe im Christentum vorliegt.* Im Christentum haben wir die lebens- und liebevolle Persönlichkeit in der höchsten Vervollkommnung auf dem Weltenthron; wir haben damit das Recht, die — wie alles andere — von diesem Weltenherrscher ausgehenden Ereignisse unseres Lebens in der sinnigsten Weise aufzufassen und zu erklären. Wir dürfen vermöge dieses Christenglaubens bei allem, was uns zustößt, *verständige* Gedanken, bewußte Fügungen einer höheren Weisheit durchfühlen. *Machen wir hingegen von diesem Christenglauben keinen Gebrauch, so*

können wir nur auf eine niedrige Stufe der Auffassung aller Ereignisse zurücksinken. Wir können dann etwa denken, daß die Ursache der Ereignisse in einem unendlich komplizierten Naturmechanismus liege. Aber was tu ich gegenüber einem Mechanismus, den ich bei seiner unermeßlichen Ausdehnung niemals übersehen kann? Ich will etwas denken bei meinen Erlebnissen; aber wenn ich nicht mit einer verständnis- und liebevollen Persönlichkeit verkehren darf, so kann ich in den meisten Fällen nichts weiter denken, als daß der komplizierte Mechanismus diesmal so oder so gelaufen sei; ich habe dann wohl bruchstückartige Tatsachen, aber kein planmäßiges Wirken, kein lebendiges Verständnis vor mir und nur letzterem gegenüber wäre ich zum Nachdenken angeregt und zu zielbewußtem Handeln. Tritt mir in den Ereignissen meines Lebens kein planmäßig wirkender Verstand entgegen, so habe ich auch keine Veranlassung, meinerseits verständig zu handeln. Denn der Umstand, daß das allgemeine Geschehen im Weltlauf draußen rein mechanisch sich vollzieht, also ohne irgendwelche persönlichen Rücksichten oder Erwägungen, macht bei der zweifellosen Überlegenheit der hier wirkenden Kräfte meine Bemühungen um zielbewußte Führung meines Lebens von vornherein illusorisch. Bei der mechanischen Weltbetrachtung fällt der Hauptgrund für verständiges Denken und Handeln auch auf der Seite des Menschen weg.

Unter diesen Umständen ist es offenbar, daß unter Gottesleugnern Bildung und geistige Regsamkeit zurückgehen müssen. Denn an die Stelle des persönlichen Gottes, der als Urheber aller Ereignisse mit sich reden läßt und menschlich verständigen Verkehr erlaubt, treten unpersönliche Kräfte, mit denen sich nichts anfangen läßt. Was soll der Mensch dann anderes tun, als sich stumpfsinnig in das Unvermeidliche schicken? Dadurch aber müssen sein Verstand und seine ganze geistige Regsamkeit notleiden. Darum mögen sich die modernen Gottesleugner noch so laut ihrer angeblichen überlegenen Bildung rühmen! In der Natur des menschlichen Geistes selbst liegt die Widerlegung ihrer Anmaßung. Und die Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit beweist, daß das geistige Leben sich um so höher hebt, je mehr bei der weltregierenden Macht ein bis ins Einzelne gehendes Empfinden und Verständnis für alle menschlichen Anliegen erkannt wird. Also liegt auch die Kehrseite dieses Entwicklungsgesetzes klar: je mehr die weltregierende Macht als mechanisch, als empfindungs- und verständnislos gegenüber den menschlichen Anliegen betrachtet wird, desto mehr werden Geistesträgheit, Dummheit und Barbarei überhand nehmen. Darin liegt ein Gottesbeweis, dessen Tragweite erst bei weiterer Ausführung dieser Gedanken voll erkannt werden wird.

Fr. Walther.



Verschiedene Gesichtskreise von einem Standpunkte.

Eine Weltanschauung ist das Ziel und der Ertrag ernster Besinnung und treuer Geistesarbeit. Sie ist das persönliche Eigentum jedes einsichtigen Menschen und hat bestimmte Quellen und Grenzen. Je nach dem Standpunkte verengen und weiten sich die Gesichtskreise. Es ist nicht zwecklos, einen Standpunkt und seine Gesichtspunkte zu erforschen und zu beleuchten.

Das Mittelmeergebiet mit seinen angrenzenden Ländern ist der Schauplatz der Kultur seit Jahrtausenden gewesen; das Leben der Menschheit in der Welt hat sich dort, wie man sagt, zunächst geregt und entfaltet. Die Erträge menschlicher Lebenserfahrungen werden dort sichtbare Spuren hinterlassen haben.

Ein sonniger Tag findet uns auf einem festen Schiffe, das die Fahrstraße nach dem Süden durch den Ozean verfolgt. Die weite Wasserfläche, die unbewegt wie der klare blaue Himmel über uns den Gesichtskreis begrenzt, gibt ein abgeschlossenes Bild, wie es vollkommener kaum gedacht werden kann. Daß die Kreise, welche unser Auge überblickt, mit jeder Seemeile, mit jedem Meter weiterer Fahrt andere werden, merken wir zunächst nicht; der Eindruck relativer Abgeschlossenheit der Weltanschauung wird jedem, der sie hier hat. Das ist die äußere Welt für jeden Menschen: ein Gesichtskreis von einigen Meilen. Das Gewölbe einer Halbkugel ruht scheinbar auf einer an den Gesichtsgrenzen sich hebenden Fläche und umschließt, je nach der Stärke und Schärfe der Sehkraft, die sichtbare Welt. Beschränkt ist die Anschauung unzweifelhaft; dennoch hat sie ihre besonderen Erträge für uns, wenn wir aus dem Gewühl auf der Straße einer Großstadt, aus den beengenden Mauerschranken ihrer Häuser entrannen. Die Anschauung hat ihre Erträge, deren Verschiedenheit nicht in ihr, sondern dort gesucht werden muß, wo alle Erfahrungen gemacht werden, in dem innern Leben des wahren Menschen. Der Leiter unseres Schiffes und seine Gehilfen sehen viel mehr als ihre Begleiter; was sie sehen, erregt in ihnen ganz andere Empfindungen, andere Gedanken, andere Entschlüsse. — Das beschränkte Weltbild auf ruhiger Wasserfläche ändert sich; die Küste von Frankreich erscheint; die vorher spiegelglatte Meerebene wird rege; die Dünung vom Lande her bewirkt wogende Bewegung der Tiefen des Wassers, ohne daß besondere Windstärke zunächst zu spüren ist. Das Schiff wird auf beträchtliche Höhen getragen und versinkt zuweilen fast ganz unter Wellenbergen. Die Schiffsführer sind angestrengt tätig, da auch ein Gewitter aufzieht und Sturm sich erhebt. — Was ist aus der friedlichen Stille des abgeschlossenen sichtbaren Weltbildes von vorher geworden! Wie anders die Anschauung, wie anders die Erfahrungen, die wir machen! Schauerlich schön leuchtet die schwarzblaue Flut auf, wenn ein Blitzstrahl die zischenden Schaumkronen der Wogen und ihre Abgrundtiefen erleuchtet. Das Fahrzeug legt sich oft scheinbar bis über die Grenze des Gleichgewichts auf die Seite, erhebt sich aber wieder mit rastloser Energie gleichsam um dem mit sicherer Hand gelenkten Ruder zu folgen und mit keuchendem Stoßen der Maschine seine

Furchen zu ziehen. Aufruhr in der Natur, im Brüllen des Sturmes und Grollen und Knattern des Donners. Es scheint fast unmöglich, den furchtbaren Gewalten Widerstand zu leisten; die Stimmung der Reisenden macht alle Stadien der Bewegung des sichtbaren Lebens mit und bleibt doch im Grunde des Gemüts gefestigt. Die erfahrenen Seeleute deuten die Erscheinungen als „mittleren Seegang“, und ihre Ruhe verbreitet sich mehr oder weniger auch auf ihre Gäste. Wer den Einfluß des inneren Lebens in seinem unmittelbaren Überströmen auf die Gemüter noch nicht kennen gelernt hat, muß einen Sturm auf dem Meere erleben, um sich davon zu überzeugen, daß alle äußeren Erscheinungen, so gewaltig und furchtbar sie sein mögen, nicht die Kraft haben, gefestigte Gemütsruhe zu stören. Wie klein der Mensch, trotz seiner Herrschaft über manche Gewalten der Natur ist, weiß man auch, wenn der sichtbare Himmel und der Boden, auf dem man lebt, im Aufruhr aller Naturmächte bebt, kracht und stürzt. Man lernt in derartigen Augenblicken den Herrn der Natur kennen, der alles in kurzer Zeit wieder glättet und festigt, und sprechen: Herr, was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst! In ruhiger Fahrt nähern wir uns einem geheimnisvollen Schauspiel der Gemeinschaft des sichtbaren Himmels mit den Höhen der Erde. Dichte grauschwarze, ballonförmige Wolkenmassen umkränzen eine Bergspitze, von der zeitweise Strahlenbündel aufflammen, denen eine weiße Dampfmasse folgt. Die eigenartige Felsenbildung der Inseln und zuletzt der Landschaft in der Umgebung hat uns daran erinnert, daß die Gewalten des Wassers mit denen des Feuers sich hier im Streit befinden und ihre Kampfeserträge hinterlassen haben. Der Vesuv ist das offene Ventil des Erdinnern, das seine Gluten fauchend der Atmosphäre abgibt und mit ihren Wolkengebilden unmittelbar sich zu mischen scheint. — In einigen Stunden schwierigen Steigens sind wir in der Höhe des Kraters. Dichte schwefelige Dampfmassen hüllen die keuchenden Steiger ein, und die angebotene Hilfe geflissentlich folgender Begleiter wird fast notwendig; man will aber allein sein Ziel erreichen; der Wille zeigt den Weg und gibt die nötige Kraft, den Rand des Glutkessels zu erklimmen. Eine prasselnde Masse von Lavasteinen regnet hernieder und nach ihnen bleiben einige Augenblicke frei, die wunderlichen Gestaltungen der Tiefe zu schauen, die gleich feurigen Wolkengebilden in beständigem Kochen und Brodeln im Innern des Kraters sich übereinander wälzen. Der heiße Boden unter den Füßen und der zu erwartende Steinregen verbieten ein zu langes Verweilen am Rande des feurigen Kessels, nach der Empfindung schaurigen Staunens beginnt der leichtere Abstieg. — Unter dem Glanze der Abendsonne zeigt sich von der Höhe die strahlende Pracht des Meeres mit seinen wunderbaren Farbentönen, die in scharfem Kontraste zu den schwarzen phantastischen Lavagestaltungen stehen, unter denen wir wandern. Am Fuße des Berges und in einiger Entfernung die Orte und Städte, welche ihre Geschichte mit dem gährenden Naturgebilde des Vesuv verknüpft. — Geht man durch die Straßen der Stadt, in welcher die Vergangenheit unmittelbar aus dem Schutte aufsteigt, so meint man zu sehen, wie die alten Römer in ihren kostbar ausgestatteten Wohnräumen und Gärten, ihren Arbeitsstätten und Erholungsplätzen ihr Leben führten. Einzelheiten, aus denen das Bild des täglichen Lebens und Treibens sich

vergegenwärtigen läßt, sind so gut erhalten, daß kaum eine Straße und ein Platz Pompejis sich findet, an denen nicht ganze Reihen von Gestalten aus der römischen Vorzeit in ihrem Handel und Wandel, ihrer Arbeit und ihrem Genuß, ihrem öffentlichen und häuslichen Leben uns begegneten.

Weiter und größer wird das Erinnerungsbild aus der Anschauung des Trümmerfeldes im Forum und der Reste künstlerischer Schöpfungen auf dem Kapitol der ewigen Stadt. Wer hätte bei dem Durchwandern der Stätten charakteristischen altrömischen Lebens sich nicht staunend gefragt, was muß das massige Werk des Kolosseums, was die Tempel, Säulen, Bogen in ihrer künstlerischen Pracht und Vollendung, die Plätze mit ihren Merksteinen der Erinnerung für das damalige Geschlecht für ein überwältigendes sichtbares Geschichtswerk eines Volkes gewesen sein! Das Kapitol mit seinen Sammlungen, die vatikanische Bibliothek mit ihren Schriften und Büchern, die vatikanischen Galerien und Museen mit ihren auserlesenen Kunstwerken enthalten unerschöpfliche Quellen erfahrbarer menschlicher Lebensbeziehungen von einst und jetzt. Die Weltanschauung weitet sich dort, wenn man sieht, hört und Eindrücke vergleicht.

Ähnliches erfährt man auf der Akropolis in Athen. Die neue Stadt ist eine Treibhauspflanze moderner Kultur, die Reste der alten ein Zeugnis von der inneren Kraft des Geschlechts, das früher dort herrschte und in gegenwärtig kaum durchschaubarer Fülle innerer und äußerer Anregungen und Güter sich betätigte. Ein Blick auf das wiederhergestellte Amphitheater, ein Gang durch das Trümmerfeld des Zeustempels, des Dionysostheaters an dem aufsteigenden Kalkfelsen zur Burg empor mit ihren Denkmälern der klassischen Vergangenheit hinterläßt Eindrücke, die Zweifel an der Gewißheit erregen, daß wir es wirklich heute in allem so herrlich weit gebracht in unserer Kultur und Schönheitspflege.

Andere Erfahrungen macht man an einem Freitage als Gast des Sultans in Konstantinopel bei der großen Heerschau vor der Moschee, die der Stellvertreter des Propheten betritt, um zu beten. Eine unübersehbare Masse von Truppen sammeln sich unter den Klängen der eigentümlich gleichmäßigen melodieenarmen türkischen Musik. Sämtliche Menschenrassen nach Farbe und Formen meint man vor sich zu haben, unter denen jeder einzelne wieder sein besonderes Leben geführt hat, seine besonderen Lebenserscheinungen, Wünsche, Hoffnungen, Bestrebungen in sich birgt. Der bekannte Erdkreis in seinen Vertretern stellt sich uns dar. Dazu die Gestalt des in höchstem Prunke erscheinenden Herrschers mit seinen Würdenträgern, die seinen Wagen schieben, der Ruf des Muezzin vom Minaret der Moschee und das neugierige Staunen der Fremden unter der Menge orientalischer Märchengestalten. Ein Bild des bunten sichtbaren Menschenlebens. Unser Weg führt nach Alexandrien, der Stätte weltberühmter Gelehrsamkeit in den Jahrhunderten kurz vor und nach Christi Geburt. Eine moderne, fast europäische Stadt mit geradlinigen breiten Straßen bietet sich unseren erstaunten Blicken im alten Ägypten dar. Von den Schätzen alter Kultur ist nur wenig noch erhalten; der Bahnhof nach Kairo wird unser Ziel. — So wälzen sich die Wogen der Geschichte der Menschheit über die Länder und Städte. Was in Konstantinopel in den ersten Anfängen nur zu schauen

war, bietet die alte Ägypterstadt Kairo in vollstem Maße. Das ganze bunte, wirre, lärmende und leidenschaftliche Leben orientalischer Völker tritt uns entgegen. Der einzelne Mensch scheint in den Massen kaum mehr noch als eine Nummer zu gelten. Man hat den Eindruck, daß in dem Getöse und rücksichtslosen Getriebe täglich mancher unvermißt aus der Zahl der Lebendigen in irgend einem der zahllosen Ecken, Winkel, Verstecke, Zelte, Bazare verschwindet. Das Gefühl der Gedrücktheit unter den Massen von Personen und Sachen verläßt dort kaum den Europäer. Dazu die Fülle und Fruchtbarkeit des Erdbodens nach der Nilüberflutung, die feuchtwarme Treibhaustemperatur.

Wenige Stunden weiter, dicht an den Grenzen üppigen Gedeihens alles Pflanzen-, Tier- und Menschenlebens, die öde Wüste in scheinbar endloser Ausdehnung; in ihr die kolossalen Denkmäler orientalischen Despotismus, die massigen Steinquaderschichten der Pyramiden von Gizeh. Die unförmigen, davor lagernden Sphynxgestalten haben weder etwas Rätselhaftes noch etwas Bezauberndes an sich; es sind Kolosse, die nur durch ihre Größe Eindruck machen. — Ein Eselritt nach den Apisgräbern schließt das Bild bewegter Anschauungen und warmen Lebens in ermüdender Einförmigkeit ab. Der Gesichtskreis wird wieder bestimmt begrenzt; das lichtblaue Gewölbe des sichtbaren Himmels umschließt die überschaubare heiße Sandfläche, die wir in sengender Glut, an der gestürzten Kolossalstatue des großen Ramses vorbei, durchreiten. Eine Geschichte von vier Jahrtausenden hat ihre Spuren in jenen Gegenden hinterlassen.

Die wenigen Ausschnitte gleichsam aus einem sichtbaren Gesamtbilde irdischer Lebensgebiete, in dem unzählige Einzelanschauungen und Vorstellungen möglich sind, geben vielleicht den Eindruck der unendlichen Mannigfaltigkeit des menschlichen Daseins; zu einem W e l t b i l d e schaffen sie nicht die einfachsten Grundzüge. Will man es versuchen, die Fülle des Sichtbaren noch zu vermehren, so daß sie unbedingt erdrückend wirkt, so steige man auf eine Sternwarte und lasse sich von einem kundigen Astronomen die glühenden Kugeln zahlloser Weltkörper zeigen, die in einer klaren Septembernacht am Himmelsgewölbe zu schauen sind. Wer bisher noch nicht in seinen Lebenserfahrungen klein geworden ist, wird schwerlich ohne Bescheidenheit heimkehren.

Mehr als es gut ist, wird auf das Gewaltige, Großartige und Erhabene in der Ferne und in den Höhen hingewiesen, wenn es gilt, einen Eindruck zu schaffen, der die Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens in der Welt ahnen läßt; die nächsten Kreise sind eigentlich die Lehrräume, in denen die unmittelbare Anschauung mancher, von vielen nicht geahnter Erfahrungsquellen möglich wird für die Verschiedenartigkeit des Sichtbaren, in dem geheimnisvolle Kräfte walten. Der Staub an unseren Schuhen stellt sich unter dem Vergrößerungsglase als eine Gemeinschaft von verschieden geformten Körpern dar; ein Wassertropfen birgt eine Anzahl kleinster Lebewesen, von denen jedes einzelne nach Form und Regsamkeit aufmerksame Beachtung verdient; unser eigenes Leibesleben bildet einen Zellenstaat, der alle Regierungsformen in sich vereinigt und doch in naturgemäßer Gesundheit der vollkommenste Organismus ist. Die Welt im Großen und die Welt im Kleinen ist ein übersehbares Gebiet für überraschende Erfahrungen des Menschen, die schließlich doch alle

wieder zu der einen Frage leiten, was ist das für ein Vermögen im menschlichen Geschöpfe, dessen äußere Lebensfunktionen mit allen Bestandteilen der anorganischen und organischen Natur so vielen gemeinschaftlichen Besitz haben, das eine Weltanschauung ihm ermöglicht und dauernd bestätigt. Die unwillkürlichen Funktionen des Blutkreislaufes im menschlichen Körper, die Atmung, die Zersetzung des Nahrungsstoffes, die Umbildung der Säfte, die Veränderung des Knochengerüstes, die Neuschaffung der Haut und des Muskelstoffes geben das Bild eines fließenden Stromes für das Körperliche im Menschen. Nichts von den in einem bestimmten Augenblicke im menschlichen Leibe bestehenden Zuständen und Verhältnissen ist im folgenden vollständig gleich, selbst die Gehirnganglien, die nach der neuesten Planimetrie des Seelenlebens (Flechsig) doch die Speicher des menschlichen Geistesinhalts sein sollen, kommen niemals zur Ruhe, niemals zu einem dauernden Zustande ihrer Form und ihres Gewichts. Alles ist ein beständiger Wechsel des Werdens und Vergehens, des Besitzes und Verlustes. Dennoch bleibt es eine unbestreitbare Erfahrung des gesunden Menschen, daß er seine Lebenserträge, seine Anschauungen, seine Vorstellungen, seine Empfindungen, seine Gefühle, seine Bestrebungen usw. nicht mit denen anderer Geschöpfe verwechselt, daß er sie als seine eigenen kennt und in jedem Augenblicke, wenn auch zuweilen unvollkommen, sich zu vergegenwärtigen vermag. Die Einheit des Bewußtseins, wenn es erwacht, ist das Geheimnis für jeden einzelnen Menschen selbst und für jede menschliche Erkenntnis, in dem die Quelle und der Inhalt aller wirklichen Lebenserfahrungen liegt. Alle Versuche, aus der sichtbaren Organisation des menschlichen Körpers und der Gehirnnervenstruktur die Wesensbetätigung des selbstbewußten Seelen- und Geisteslebens abzuleiten und zu erklären, dürften als gescheitert angesehen werden. Es läßt sich die zeiträumlich relativ unbeschränkte menschliche und auch tierische Bewußtseinseigenart aus sichtbaren Bewegungserscheinungen nicht zureichend begründen. Versucht ist es von verschiedenen Seiten, immer jedoch unter der Voraussetzung, daß die bewußte Seelen- und Geistestätigkeit Gleichartiges leiste, wie die Bewegungen von Nervenfasern und -bündeln. Denkt man sich die Verzweigungen und Strukturen der Nervenleitungen des menschlichen Körpers für die Empfindungen, die im Gehirnzentrum sich vereinigen, so fein und umfassend wie möglich — sie leisten nie das, was zu einem geistigen Anschauungsbilde, einer Vorstellung, gehört. Es bleiben die Nervenerregungen immer nur Bewegungsvorgänge, aus denen das, was das anschauende, sich erinnernde und vor allem scheidende und vergleichende Bewußtsein schafft, nicht hervorgehen kann. Man scheint bei derartigen Erklärungen zu vergessen, daß schon die einfachste Anschauung, z. B. einer Pflanze, eines Baumes, eines Tieres als Bild des Bewußtseins das nicht ist, was in der sichtbaren Natur die vorgestellten Gegenstände sind. Der zeiträumlich relativ unbeschränkte, also geistige Vorgang im menschlischen und tierischen Bewußtsein, in dem ein sichtbares Weltbild gegenwärtig oder in der Erinnerung mit allen unermeßlichen Bestandteilen entsteht, ist und bleibt eine Erfahrung, die andersartig ist als die Überleitungen von Licht-, Luft- und Ätherschwingungen, die nur Nervenerregungen erzeugen. Seelische und geistige Erfahrungen bleiben ihrer Natur nach innerliche, die so lange menschlichen

Erklärungsversuchen mit Hilfe des Mikroskops und Seziermessers sich entziehen werden, bis jeder selbst mit durchdringender Klarheit seine eigenen Nervenzentren wird durchschauen können; bis jetzt sehen wir nur von außen in ein wunderbar fein und künstlich bereitetes Werkzeug für das bewußte Seelenleben hinein, ohne sein innerstes Wesen aufzeigen, das heißt belauschen zu können, wie bewußtes Leben wird. Die Tatsache, daß überhaupt eine Anschauung zur Vorstellung in uns wird, ist ein genügender Beweis dafür, daß die seelisch-geistige Eigenart des Bewußtseins der sinnlich nicht wahrnehmbare einheitliche Träger aller Lebenserfahrung bleibt. In höchster Vollendung nun auf irdischem Gebiete betätigt sich, trotz aller Beziehungen und Analogien mit dem Pflanzen- und Tierleben die Geistesfunktion des Bewußtseins im Menschen. Unser Selbstbewußtsein, unsere Selbsterkenntnis ist der Quell, in dem gleichsam wie in einem Brennpunkte alle sichtbaren Erscheinungen des Himmels und der Erde zusammenströmen, die unsere Erfahrungen bereichern. Die geistige Wesenheit des menschlich-persönlichen Lebensbestandes war und bleibt die dauernde Wirklichkeit im Gebiete des irdischen Daseins, die im Flusse der Erscheinungen, Erlebnisse und Erfahrungen ihre Widerstandsfähigkeit, ihren festen Wesensbestand bewährt. Ob wir auf schwankem Fahrzeuge den Ozean durchkreuzen, ob wir die zahllose Reihe von Anschauungsbildern aus der Vergangenheit an den Stätten des altrömisch-griechischen Lebens uns vergegenwärtigen, ob die Völkerfamilien in ihren Vertretern in Konstantinopel und Kairo, ob die sagenhafte Vorzeit an den Pyramiden aus der Erinnerung aufsteigt, das bewußte Leben der geistigen Ichheit ist der Quell und das Fassungsvermögen derartiger Erlebnisse und Erfahrungen. Die Anschauung der Weltkörper, die Gedanken und Gemütszustände, die sich daran knüpfen, die Einsicht in den wechselvollen Verlauf und das Hinschwinden der Zellengemeinschaften unseres Körpers und ihre Ergänzung sind bewußte Erlebnisse der geistigen Wesenheit im Verhältnis zu den Grenzen von Raum und Zeit, die alles Sichtbare für uns einschränken. In allem denkt, fühlt, will, lebt, erfährt die persönliche Ichheit ihre bewußte Eigenart, ohne zu vergessen, daß in den Tiefen ihres Wesens sich Gebiete finden, die Geheimnisse für den menschlichen Geist selbst bleiben. Derartige Erfahrungen haben in der Menschheit die unzerstörbare Gewißheit von jeher erzeugt und gestärkt, daß das Geistesleben der Quell und das Ziel aller Entwickelung ist und bleibt. Mit denknotwendigen Gründen wird sich nie die Unzerstörbarkeit der geistig persönlichen Wesenheit des Menschen in ihrem Kern zureichend beweisen lassen, ebenso wie die Beweise für das Dasein Gottes nie zur Begründung der religiösen Gewißheit genügen; es bleiben das persönliche Erfahrungen, die nur erweitert und gestützt werden können. Hat man jedoch in Selbstbesinnung den eigentlichen Quell allen Seins und Lebens im Menschen in seiner geistigen Eigenart gefunden, die alle inneren und äußeren Erfahrungen macht und alle Wirklichkeitsbestandteile in sich einigt, so gibt nicht nur die Überlegung, sondern auch die unmittelbare Lebensgewißheit die Antwort auf die Frage nach dem Seinsinhalt der alles erzeugenden und umspannenden Wesenheit. Der einzige Urgrund und Urheber des Weltorganismus kann nur ein unbedingt geistig vollkommener sein, der in allem Sichtbaren und Unsichtbaren die Herrschaft führt. Adolf Müller.

Glogau und die Glogaugesellschaft.

Das Evangelium ist die Botschaft von der Gotteskindschaft der Menschen. Der Mensch steht hiernach zu Gott in dem Verhältnis eines Kindes zu seinem Vater. Dieses Verhältnis ist ein persönliches, und der Mensch ist als ein sittliches, als ein der Zurechnung fähiges Vernunftwesen eine Persönlichkeit. In dem Verhältnis des Menschen zu Gott muß daher auch Gott als eine Persönlichkeit, als ein vollkommen sittliches Vernunftwesen, als ein vollendet sittlicher Wille gedacht werden. Das Evangelium legt jedoch Nachdruck darauf, daß der Mensch seinem Gott sich mit kindlichem Vertrauen, mit freudigem Dank, in fröhlichem Herzen und in reiner Gesinnung nahen soll. Gott als Geist, als Wahrheit und sittlicher Wille, soll daher keineswegs bloß mit dem Verstand und mit der Vernunft als Gegenstand des Erkennens erfaßt werden; denn als sittlicher Wille ist er zugleich der Beurteiler des Wertes und der Würde des Menschen, seines Kindes. Der ernsthaft Strebende wird sich nun, selbst bei dem besten Willen, stets seiner Unzulänglichkeit in allem Tun und Treiben bewußt bleiben. Gerade dem also Strebenden ruft nun das Evangelium zu, sich dem verkündigten Gott im Gefühle des Vertrauens und der Liebe zu nahen und ihn als Liebe, Barmherzigkeit und Gnade zu erfassen und zu erkennen.

Des Philosophen Glogau Bedeutung liegt darin, daß er nicht, wie die herrschende Philosophie, Gott nur als ein unpersönliches Wesen dachte, denn solchem Wesen gegenüber ist weder von Vertrauen noch von Liebe zu reden. Treu dem Christentum ergeben, dachte Glogau Gott als eine Persönlichkeit. Alles Abweichen von dem Ewigen, Wahren und Guten ward daher bei Glogau ein Abweichen von dem Willen Gottes, ward ihm eine Sünde. Er sagt daher auch: „Ich leugne, daß eine Ethik, die sich auf den Begriff der Sünde nicht einläßt, die mächtigste Triebfeder des Guten kenne, dessen Erzeugung doch die Pflicht der Ethik ist.“ Hiermit aber wendet sich Glogau ebenfalls gegen die gesamte herrschende Philosophie. Denn Sündenerkenntnis ist nur möglich, wenn Sündengefühl vorhanden ist. Leider jedoch liegt die Welt des Gefühls außerhalb aller reinen und spekulativen Vernunftphilosophie. Vornehm hält sie sich wohl von dieser Welt, als der Welt der verächtlichen Gefühlserregungen fern, und doch sind gerade bei dem Einzelnen wie bei den Völkern, noch ehe von Vernunftweisheit die Rede sein kann, die Gefühle der Verantwortlichkeit, der Zurechnungsfähigkeit und Verpflichtung der Grund und die Wurzeln aller Treue und allen Vertrauens in allem Handel und Wandel der Menschen und Völker, und umso fester sind Grund und Wurzeln, je mehr sie gründen in der Überzeugung vom Dasein ewiger, unsichtbarer Mächte, von denen Welt und Menschen abhängig gedacht werden und denen gegenüber die Menschen und Völker sich verantwortlich und verpflichtet fühlen.

Diese unsichtbare Welt der Abhängigkeit und Verpflichtung als ein persönliches Wesen erkannt zu haben und die Gefühlswelt „als den Anfang und den Grundstock des seelischen Lebens, als die Wurzel der Ideale und des Drangs zur Ausbildung der eigenen Persönlichkeit,“ darin vor allem liegt die Bedeutung Glogaus.

Selbstverständlich kann nach ihm diese Ausbildung der Persönlichkeit nur geschehen in Anlehnung an den Geist und die Wahrheit des Evangeliums und in der Hingebung an Jesus Christus. Doch ist hier nicht auf Einzelheiten einzugehen. Beide Punkte, die Persönlichkeit Gottes und die Welt der Gefühle, zumal die der Verantwortlichkeit und Verpflichtung, gewann Glogau, der die „Thesen-Philosophie", d. i. das Philosophieren aus Begriffen, verwarf, aus der Welt der Erfahrung, oder, wie er auch sagt, aus der Welt des Erlebens, aus der Beobachtung des Lebens der Völker, auf welche Beobachtung er durch seinen Lehrer und Freund, den Völkerpsychologen Steinthal gekommen war. Alle Völker dachten sich die Gottheiten persönlich und fühlten sich abhängig von ihnen und ihnen gegenüber verantwortlich und verpflichtet. Geist und Klarheit in alle diese Vorstellungen brachte das Evangelium, von dessen Geist selbst diejenigen zehren, die es verwerfen und welche trotzdem irgendwie von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen träumen und reden.

In anderen Punkten, wie namentlich in der Erkenntnislehre, steht Glogau mehr oder weniger auf dem Boden der herrschenden Philosophie. Es waren daher, wie mir scheint, gerade die ersten beiden Punkte, die in einer Zeit, in welcher das Bedürfnis nach religiöser Vertiefung wieder lebendiger wurde, es wünschenswert erscheinen ließen, Glogaus Philosophie aufleben zu lassen; zumal in ihr der philosophische Gottesbegriff demselben Boden, dem Evangelium, entstammt, wie die religiöse Gottesvorstellung des Volkes. Das ganze Volk würde hiernach denselben Gott denken, während seither die gebildet sein Wollenden meinten, einen anderen, einen philosophischen Gott mit feinerer Ethik denken zu müssen, als das sogenannte gemeine, profane Volk mit seiner Religionsmoral.

Der Wunsch, Glogaus Philosophie aufleben zu lassen, gab denn auch Anlaß zur Gründung der Gustav-Glogau-Gesellschaft, die sich auch (Umschlag S. 2 des sechsten Jahrbüchleins) „Gesellschaft für idealisch-religiöse Philosophie" hätte nennen können, die sich aber mit Recht nach demjenigen Philosophen benannte, der bereits auf dem rechten Boden stand. Dabei war es ein glücklicher Gedanke bei der Gründung der Gesellschaft, daß sie keine volle Zustimmung zu Glogau, sondern nur ein Eindringen in seine Philosophie forderte und noch fordert. Dieser Gedanke rührt freilich von Glogau selbst her; denn er sagt: „Jeder wächst über sich hinaus, der in den anderen hineinwächst," und an der oben angegebenen Stelle führt er noch aus, „daß Versöhnung und Achtung aller die Wahrheit aufrichtig suchenden Geister eintreten könnten, wenn dieselben erkennten, daß nur das Denken trennt, daß über alle theoretischen Formulierungen und Lehrgebäude sich die gemeinsame Sache wölbt." Aus solchem versöhnlichen Studium aller erwächst aber mit der Zeit auch die wissenschaftliche Erkenntnis der gemeinsamen Sache, soweit solche Erkenntnis in der Natur des menschlichen Erkenntnisvermögens liegt.

Auf ein sechsjähriges Bestehen der Gesellschaft blickt das neuste Jahrbüchlein[1])

1) Sechstes Jahrbüchlein der Gustav-Glogau-Gesellschaft, Herbst 1904. S. 31. Preis 40 Pfg. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle: Pastor La Roche in Golzow (Kreis Zauch-Belzig). Das jedesmal letzte Jahrbüchlein wird zur Kenntnisnahme von den Bestrebungen der Gesellschaft gerne gratis verschickt.

zurück und meldet die erfreuliche Tatsache, daß seit dem Vorjahre die Zahl der Mitglieder von 79 auf 117 stieg. Es beginnt in zweckmäßigster Weise mit einem Aufsatze von G. Glogau selbst: „Kurze Kennzeichnung meines philosophischen Standpunktes.“ Bei ihr stellt sich Glogau auf den Boden der Naturwissenschaft, wenn er gleich zu Anfang sagt: Die Tatsachen der äußeren Anschauung, die Natur, werden zuerst wahrnehmend erfahren und dann erst versucht die Denktätigkeit ihre Zergliederung und Deutung. Der Physiologe, Botaniker, Chemiker usw. schaffen nicht, sie suchen nur die Gesetzlichkeit der vorher verborgenen Elemente und Kräfte zu bewußter Erfassung zu bringen.“ Es ist dies derselbe naturwissenschaftliche Standpunkt, welchen Glogau, wie bereits angeführt, bei Beobachtung des Völkerlebens mit Rücksicht auf Ethik und Religion einnimmt. Nicht immer aber hält Glogau diesen Standpunkt fest, doch verweise ich hierüber auf meine in diesem Jahrbüchlein angezeigte Schrift.[1]) Hier begnüge ich mich anzuführen, daß Glogau bei der Kennzeichnung der Naturauffassung hinzufügt: „Die Grundlage derselben ist die Phänomenologie, d. i. der Nachweis wie die ursprünglich geistigen Kräfte der Reihe nach hervortreten.“ Man kann sagen, diese Annahme stimmt mit der Annahme der naturwissenschaftlichen Monisten, welche, um die Entwicklung des Geistigen aus dem Stofflichen durchführen zu können, bereits die Atome als beseelt auffassen. Wer aber die Welt als eine Schöpfung Gottes betrachtet, wie dies Glogau selbst tut, der erblickt zwar bereits in der gesetzlich bestimmten Wirksamkeit der Atomgewichtsmassen den Stempel des Geistes Gottes, aber die Welt des naturgesetzlichen Müssens kann sich nach ihm nicht zu einer Welt des Sollens, nicht zu der Welt sittlicher Freiheit entwickeln. Doch verweise ich wegen des Näheren auf meine bereits erwähnte Schrift. Ich verweise wegen des übrigen Inhalts auf das Jahrbüchlein selbst. Der verdienstvolle Herausgeber desselben fügte dem Aufsatz I treffliche Bemerkungen hinzu. Es folgen: II. Glogaus psychologische Algebra. Von Dr. H. Clasen. III. Glogaus Religionspsychologie. Von G. Vorbrodt. IV. Biographisches von G. Glogau; nach Aufzeichnungen seiner Gattin. V. Bericht über das Fortwirken des Glogauschen Geistes. Von der Geschäftsstelle. Mitgliederverzeichnis. Rechnungsablage. Anzeige einer Schrift. Wenn ich dabei die Aufzeichnungen der Gattin besonders hervorhebe, so geschieht es, weil sie in dankenswertester Weise den Philosophen menschlich näher rücken. Und wenn ich dann schließlich den selbstverständlichen Wunsch beifüge, die Bestrebungen der G.-G.-Gesellschaft möchten reife Erfolge haben, so geschieht es in der Überzeugung, daß während der Jahrhunderte langen Herrschaft der reinen Vernunftphilosophie die Gefühle der Verantwortlichkeit und Verpflichtung zu wenig gepflegt wurden, sodaß sich die Abnahme derselben in hohen und niederen Kreisen immer mehr bemerkbar macht.

L. Weis.

---

1) Weis, Gedanken zu Gustav Glogaus Philosophie. Kiel und Leipzig. Lipsius und Tischer 1905. S. 55. 1 Mk.



War Laplace ein Atheist?

Man hat diese Frage bisher unbesehen bejaht und Laplace zu den sehr wenigen Gottesleugnern unter den großen Naturforschern der Vergangenheit gerechnet. Besonders Haeckel hat die bekannte Anekdote von Laplace und Napoleon benutzt, um ersteren zum Eideshelfer für seinen monistischen Atheismus zu machen. Napoleon soll Laplace gefragt haben, warum in seinem berühmten Werk der Name Gottes nicht vorkäme und Laplace soll geantwortet haben: Sire, ich habe diese Hypothese nicht nötig! Die neuerlich angeführten Gründe gegen den Atheismus von Laplace schlägt Haeckel in bekannten Manier zurück: sie seien von „fanatischen Gottesknechten", die ja falsche Zeugnisse für fromme Werke ansehen, erdacht worden.

Angesichts solcher Behauptungen ist eine Reihe von Artikeln in der französischen Zeitschrift „Foie et Vie" sehr bedeutungsvoll, in denen die Legende vom „großen Atheisten Laplace" (Haeckel) entgiltig aktenmäßig zerstört wird.

Newton hatte s. Z. aus gewissen ihm noch unerklärlichen Unregelmäßigkeiten im Weltall geschlossen, daß sie zu seinem Untergang führen würden, falls nicht Gott einträte und die Sache wieder in Ordnung brächte. Dem gegenüber hat Laplace die Stabilitätsverhältnisse des Planetensystems genauer festgestellt und gelangte zu der Ansicht, daß das letztere sich selbst regulieren kann. Er fragt daher, ob denn nicht die höchste Intelligenz, welche Newton einschreiten läßt, die Anordnung der Planeten von einem anderen Phänomen abhängig machen konnte, sodaß ein Einschreiten nicht nötig ist. Laplace zeigte also, daß der Mechanismus der Weltmaschine noch vollkommener ist, als Newton dachte. Die Welt ist ein viel exakteres Chronometer als irgend eins von Menschenhand. Laplace weist es zurück, daß diese außerordentlichen Phänomene ein Werke des Zufalls seien und sagt: „Wir müssen also ... glauben, daß eine erste Ursache die planetarischen Ereignisse geleitet hat" (Exposition du système du monde. Liv. V, chap. VI, p. 476—477).

Ist einer, der dies sagt, ein Atheist?

Es kommt noch hinzu, daß Laplace auch an eine Finalität (Absicht) im Weltall glaubt. Alles ist nach ihm auf Ordnung, Stetigkeit und Harmonie angelegt. Nach alledem, was sich aus seinen Werken und aus der Biographie seines Freundes Fourier ergibt, muß man nun die von dem Astronomen H. Faye gegebene Deutung jener Anekdote als unbedingt richtig anerkennen, darnach handelt es sich um folgendes: Als Laplace dem damaligen Konsul Bonaparte sein Werk überreichte, sagte dieser, er habe es bereits durchgeblättert und sich gewundert, daß in ihm der Name Gottes nicht vorkomme, wohl aber bei Newton. Darauf soll Laplace die durchaus nicht sicher verbürgte Antwort gegeben haben: „Bürger, erster Konsul, ich habe diese Hypothese nicht nötig!" Damit meinte er nicht Gott als Hypothese, sondern jene oben dargelegte Hypothese Newtons, nach welcher Gott in das Weltgetriebe direkt eingreifen müßte, um seine Unregelmäßigkeiten auszugleichen. Also dieses verbessernde Eingreifen Gottes, nicht aber ihn selbst hat Laplace darnach als Hypothese bezeichnet, weil er das Weltall als vollkommener erkannte als Newton.

Übrigens ist Laplace selbst über jene Deutung seiner angeblichen Worte sehr

wenig erbaut gewesen; denn der Physiker Arago (ein religiös gleichgiltiger Mann, also kein „fanatischer Gottesknecht") bezeugt folgendes: Als Laplace hörte, daß jene Anekdote in eine Biographie von ihm aufgenommen werden solle, bat er Arago zu veranlassen, daß dies nicht geschähe. Leider geschah es doch, und von da an datiert das Märchen vom Atheisten Laplace.

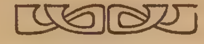
Weiterhin ist es bemerkenswert, wie Laplace am 5. Mai 1827 starb; er ließ den Geistlichen seines Bezirks rufen und bat ihn um die Tröstungen der katholischen Kirche, das bezeugt auch sein Freund Fourier, der bei seinem Tode zugegen war und der seine Biographie mit folgenden Worten schließt: „Seine erhabene Stunde war gekommen, der mächtige Genius entwandt sich der sterblichen Hülle, die er lange beseelt hatte, und kehrte zum Himmel zurück." Würde der Freund so gesprochen haben, wenn Laplace monistischer Atheist gewesen wäre? Dies allein genügt zur Zurückweisung der Ansprüche Haeckels an Laplace.

Nun kommt noch eines hinzu: In „Foie et Vie" erzählt H. Cordey, daß er aus dem Munde von E. Cormon folgendes selbst vernommen habe. Cormon war Schüler des berühmten Mediziners Magendie, und als solcher war er beim Tode von Laplace gegenwärtig. Er hat damals auch die letzten Reden des Sterbenden mit angehört. Und dabei ist seitens desselben auch das Wort gefallen: „Gott kann nicht bewiesen werden, und es liegt zwischen uns und der unsichtbaren Welt ein Schleier, den man nicht lüften kann. Aber hinter dem Schleier gibt es einen Schöpfer des Weltalls. Kein Werk ohne Werkmeister." Mögen diese Worte auch nicht absolut wörtlich so gesagt worden sein, so versichern ihre Zeugen doch, daß dies ihr Sinn gewesen ist.

Nach dem Gesagten ist es sicher, daß Laplace zwar wohl keinen freudigen und festbegründeten Gottesglauben besessen hat, daß es aber auch völlig unberechtigt ist, wenn er zu den Atheisten gerechnet wird. Auf keinen Fall aber darf jene vielbesprochene Anekdote in dem Sinne ausgebeutet werden, wie es von Haeckel und anderen geschieht.

E. Dennert.

Anmerk.: Eine eingehende Darstellung der hier beantworteten Frage gebe ich in der „Reformation".



Objektivität.

„Man muß die Sache vom objektiven Standpunkte aus betrachten, mein junger Freund, so nur kann man gerecht sein."

Der alte, weißhaarige Herr klopft dem jungen Mann freundlich auf die Schulter bei diesen Worten, der aber sieht unmutig drein und entgegnet: „Objektivität gibt es nicht, darüber ist man sich längst einig."

„So? Ja, Sie haben recht, insofern viele Leute sich einbilden, in ihrem Urteil objektiv zu sein, und im Grunde sind sie nichts weniger als das. Dadurch ist man geneigt, die Sache an und für sich mit Mißtrauen anzusehen. Dennoch, nur ein objektives Urteil ist ein gerechtes, und der objektive Standpunkt ziemt dem Christen."

Etwas unwillig erwiderte der Jüngere:

„So lange die irdische Unvollkommenheit währt, wird auch die Subjektivität in der Beurteilung von Menschen, Verhältnissen, Handlungsweisen da sein.“

„Bis zu einem gewissen Grade, ja. Die Objektivität ist nicht etwas, was wir als fertiges uns aneignen, sie wird langsam gelernt in liebendem Bestreben, Freund und Feind Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ein Mensch besitzt vor dem anderen die Gabe der Aneignung, einer sieht klarer als der andere die Notwendigkeit dafür ein, einer ringt heißer mit dem Herrn um diese edle Eigenschaft.“

„Sie fassen die Sache zu ernst auf, ich wollte mit meiner Andeutung gar nicht so viel gesagt haben.“

„Wir können nicht ernst genug über etwas denken, was unser Verhältnis zu unserm Nächsten so beeinflußt, uns eigentlich die Stellung zu ihm gibt. Ein subjektives Urteil ist, ich sage das aus eigenster Erfahrung, durch Vorurteil getrübt, durch innere Unfreiheit beeinflußt, durch eine gewisse Kleinlichkeit, die ihren Platz auch bei hervorragenden Geistern findet, entstellt. Das sieht man erst, wenn man die X-Strahlen heiliger Objektivität darauf fallen läßt.“

Nachdrücklich hatte der alte Herr diese Worte gesprochen. Da ergriff der jüngere seine Hand und sagte: „Ich fange an, Sie zu verstehen, ich habe nie über das Besprochene nachgedacht, von heute aber will ich mich bemühen Ihre Anschauungen zu den meinen zu machen.“ M. Rüdiger.




Zeugen Gottes aus Wissenschaft und Kunst.

Wlad. Solowjew, ber. russischer Philosoph 1853—1900.

Die geschichtliche Existenz Christi, die Realität seines Charakters, wie er uns in den Evangelien erhalten ist, kann ernstlich nicht in Zweifel gezogen werden. Es konnte unmöglich jemand diesen Charakter sich ausdenken — und diese völlig geschichtliche Gestalt ist die Gestalt eines vollkommenen Menschen, eines Menschen . . ., der da sprach: ich bin geboren und gesandt von Gott, und schon vor der Erschaffung der Welt war ich eins mit Gott. Diesem Zeugnis zu glauben veranlaßt uns der Verstand, denn die historische Erscheinung Christi, als des Gottmenschen, ist unlöslich mit der ganzen Weltentwickelung verbunden: wenn man diese Erscheinung leugnet, so wird der Sinn und die Zweckmäßigkeit der Welt hinfällig.

(Aus „Die Rechtfertigung des Guten“.)

N. J. Pirogow, ber. russischer Chirurg, 1810—1881.

Ich brauchte ein unermeßlich hohes Glaubensideal. Da nahm ich das Neue Testament vor, das ich bis dahin — ich war bereits 38 Jahre alt — noch nie selbst gelesen hatte, und ich fand für mich dieses Ideal.

(Aus seinem „Tagebuch“.)

Es verdient noch gesagt zu werden, daß als Pirogow in seinem Alter dieses

„Tagebuch“ veröffentlichte, in welchem seine positive Glaubensrichtung zutage trat, einige Gelehrten diese religiösen Anschauungen ihres berühmten Kollegen für ein Zeichen beginnender Altersschwäche, oder Erschlaffung der Gehirntätigkeit hielten. Aber schon die obengenannte Stelle aus seinem „Tagebuche“ und viele Briefe und Werke aus früherer Zeit, lassen darauf schließen, daß er, noch im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und auf dem Höhepunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit stehend, ein gläubiger, durch und durch religiöser Mann war.

G. Washington, großer nordam. Staatsmann, 1732—1799.

Religion und Moral sind die unentbehrlichen Stützen, auf denen eine jede sittliche Richtung und geistige Entwicklung beruht, welche die politische Wohlfahrt eines Landes befördern. Wer diese mächtigen Pfeiler menschlicher Glückseligkeit, diese unerschütterlichen Haltpunkte, auf denen alle Pflichten des Menschen und des Bürgers beruhen, erschüttert, wird den Tribut der Vaterlandsliebe umsonst einfordern. Nicht nur der fromme Gläubige, sondern auch der kluge Politiker soll diese Führer der Menschheit verehren und hochhalten. Bände müßte man schreiben, um den mannigfachen Einfluß zu schildern, den sie auf die Glückseligkeit des einzelnen wie auch die des Volkes unablässig ausüben. Nur die eine Frage werfe ich auf: Wo ist die Sicherheit für Eigentum, Ehre und Leben, wenn das Gefühl der religiösen Verpflichtung, zu der wir uns durch einen Eid verbinden, erstirbt, der im Gerichtshof das einzige Mittel ist, die Wahrheit zu erforschen?

Leop. von Ranke, großer Historiker, 1795—1886.

In aller Geschichte wohnt, lebet, ist Gott zu erkennen — jede Tat zeuget von Ihm, jeder Augenblick predigt Seinen Namen, am meisten aber, dünket mich, der Zusammenhang der großen Geschichte. Er steht da wie eine heilige Hieroglyphe, an Seinem Äußersten angefaßt und bewahrt, vielleicht damit Er nicht verloren geht, künftigen sehenden Jahrhunderten. Wohlan, wie es auch gehe und gelinge, nur daran, daß wir an unserm Teil diese heilige Hieroglyphe enthüllen. Auch so dienen wir Gott, auch so sind wir Priester, auch so Lehrer.



Im September hat in Paris der Internationale Kongreß der Freidenker getagt. Er verlief sehr charakteristisch: mit großartigem Bankett auf der obersten Plattform des Eiffelturmes, Darstellung aus Molières „Tartüffe“ und vielen Reden. Bei der Begrüßung durch den Pariser Gemeinderat seitens seines Vorsitzenden hatte dieser schon sehr kennzeichnend gesagt: Die Wissenschaft habe sich von der Dienstbarkeit der Re-

ligion befreit und sei jetzt die Negation selbst geworden. Sehr gut! Die Wissenschaft ist Negation geworden! Da muß sie ja eine ganz absonderliche Fruchtbarkeit haben. Der Kongreß, dem auch Haeckel einen Gruß sandte, hat dies bewiesen. Die Delegierten feierten begeistert die moralische und soziale Befreiung durch den Kultus der Wissenschaft und Vernunft. Von den Beschlüssen heben wir hervor, daß die Professoren unter den Freidenkern einen Katechismus über die „Unwahrheiten" verfassen sollen, und daß die Freidenkerkinder statt des Morgengebets eine Unterweisung im Gesetzbuch erhalten sollen. Glückliche Kinder!! In wahrhaft freidenkerischer Duldsamkeit wurde ferner beschlossen, daß Frauen und Kinder, die sich religiöser Handlungen schuldig machen sollten, ausgeschlossen würden. Buisson erklärte die Moral nach Ursprung und Autorität den anderen Werken des Menschengeistes völlig gleichwertig. Zum Schluß hob er hervor, daß man nach seinem Dafürhalten zu praktischen Folgerungen gelangen könne, welche auf der integralen Entwickelung jeder menschlichen Persönlichkeit durch die Freiheit und mit der Koordination dieser Persönlichkeit mit den anderen in der sozialen Solidarität beruhen würde. Wie schön und gelehrt diese Herren Freidenker denken und sprechen! Paraf-Javal verlangte Abschaffung der Religionen und der Gesetze. D. Nieuwenhuis, der alte holländische Sozialist und einstmalige Theologe, empfahl den Bürgerkrieg gegenüber dem Nationenkrieg, weil man dabei die bedrückenden Kapitalisten, d. h. die wahren Feinde bekämpfe. Nervé befürwortete die Desertion der Soldaten in Kriegszeiten. Übrigens kam es auf dem Kongreß auch wieder zu argen Reibereien, ja Tätlichkeiten, so daß ein freidenkerisches französisches Organ sich ausdrückt, man habe sich auf ihm „feste gebalgt." Fein, nicht wahr?

Das also sind die Früchte der „Wissenschaft" als „Negation"! Nun, man kann darnach diese Freidenker durchaus sich selbst überlassen. Sie sind irgend eine Beunruhigung nicht wert.

* * *

Im „Reichsboten" lesen wir folgende Zeilen: „Wie Haeckel auf unreife Primanerköpfe wirkt. Aus Leserkreisen wird uns ein Schriftstück zugeschickt, worin ein Realgymnasial-Abiturient gegen einen Mitschüler, der sich über den Vorschlag eines Haeckeldenkmals in Jena lustig gemacht hatte, seiner Haeckelschwärmerei mit folgenden Phrasen Luft macht: „Das ganze pöbelhafte Räsonnieren gegen die Darwin-Haeckelschen Lehren entspringt aus unlauteren, üblen Quellen: 1) aus gemeinem Neid darüber, daß jemand um einen Schritt der Wahrheit näher gekommen ist und sich einen Ruf erworben hat, 2) aus albernem Dünkel, da manche es für eine Erniedrigung halten, daß sie mit der Tierwelt . . . verwandt sind, 3) aus Oberflächlichkeit und Bequemlichkeit, da gewisse Leute es nicht für der Mühe wert halten, die Sache selbst zu prüfen, sondern sich damit begnügen, unhaltbare Lügen und lügen- und lückenhafte Gegenschreiereien zu lesen und dann diesen unwissenschaftlichen, gemeinen Schmutz in stupiden, urteilsunfähigen (und somit Gott sei Dank völlig unmaßgebenden) Kreisen mit entsetzlich lächerlichem Hurra auseinanderzuspritzen." — Weiter ereifert sich dieser jugendliche Haeckelschwärmer in seinem unglaublichen Hochmut über den „frommen Dennert", den er als „Theologen" und „beschränkten Schulmeister" für „völlig unfähig" erklärt, einen Naturwissenschaftler wie Haeckel zu widerlegen und absichtliche Fälschungen vorzuwerfen. Dabei ist Dennert nie etwas anderes als Naturwissenschaftler, speziell Botaniker gewesen und hat in seinem Buche „Die Wahrheit über Ernst Haeckel" nur die — allerdings vernichtenden — Urteile von Fachgenossen über Haeckels „wissenschaftliche" Methode zusammengestellt. Man sieht, daß dieser unreife Jünger Haeckels seines Meisters würdig ist. Ein trauriges Zeichen ist es daß dieser — wie uns der Einsender jenes Schriftstückes mitteilt — unter seinen Klassengenossen viele Anhänger und Gesinnungsgenossen hat. Welche verheerende Wirkung richtet der seichte Haeckel mit seinem Unfehlbarkeitston in diesen jungen, unreifen Gemütern schon an. Und dabei ist das Gymnasium, das jener Primaner besucht, nicht etwa in der Großstadt, sondern in einer kleineren Stadt Hannovers belegen."

Nun ja, so wird es gemacht. Haeckels Methode, mich bei seinen Lesern dadurch unschädlich zu machen, daß er mich als Theologen, Philologen hinstellt, verfängt hier tatsächlich schon. Dagegen ist man aber völlig machtlos, weil von jener Seite niemals eine der Wahrheit entsprechende Richtigstellung erfolgt.

* * *

Eine neue Religionsstatistik der Erde hat das eben erschienene amerikanische Missionsjahrbuch (nach parlamentarischem Brauch „Blue Book of Mission" genannt) aufgestellt. Danach setzt sich die auf 1 563 446 000 Seelen berechnete Menschheit wie folgt zusammen: 558 862 000 Christen (166 066 500 Protestanten, 272 638 500 Römisch-Katholische, 120 157 000 Griechisch-Katholische mit Einschluß der alten orientalischen Kirchen), 11 222 000 Juden, 216 630 000 Mohammedaner, 137 935 000 Buddhisten, 209 659 000 Hindus, 231 816 000 Konfuzianer und Taoisten, 24 900 000 Schintoisten, 157 069 500 Animisten, Fetischanbeter u. dergl. und 15 352 500 Sonstige. Die meisten Christen leben in Europa und Amerika, sie sind aber auch sonst zu Millionen in allen Erdteilen vertreten; auch die Juden bewohnen in der Mehrzahl jene beiden Erdteile. Von den Mohammedanern kommt weit über die Hälfte (141 Millionen) auf Asien, dann folgt Afrika mit 50 Millionen. Die Buddhisten leben fast ausschließlich in Asien, dasselbe gilt von den Hindus, Konfuzianern und Taoisten. Die Schintoisten sind sogar ganz auf diesen Erdteil beschränkt. Afrika ist die Domäne der Geister- und Fetischanbeter, deren es dort über 97 Millionen gibt.

* * *

Die theologische Schule in Bethel bei Bielefeld, diese Gründung des ehrwürdigen Pastors D. von Bodelschwingh, ist am 15. Oktober eröffnet worden. Es lehren an ihr P. S. Jäger, P. W. Kähler und P. Rahn. Wir wünschen der Schule, daß sie jede schroffe und unfruchtbare Einseitigkeit meide und vielen zum Segen gedeihen möge.

* * *

Wir berichteten neulich (Heft 10) von der wunderlichen Ansicht von Bjerre, wonach die Großtaten der Kunst usw. dem Wahnsinn entstammen, sie beruht auf Lombrosos Idee von der krankhaften Natur des Genies. Demgegenüber hat Loewenfeld in einer Schrift „Über die geniale Geistestätigkeit mit besonderer Berücksichtigung des Genies für bildende Kunst" (Wiesbaden, Bergman, 1903) betont, daß Genie und krankhafte Disposition nur zufällig verbunden sind. Er untersuchte eine ganze Reihe genialer Künstler daraufhin, von Lionardo bis Böcklin, und das Ergebnis war, daß das Genie seiner Entstehung und seinem Wesen nach im Gesunden liegt, wenn er auch über seine Entstehung selbst keinen Aufschluß geben konnte.

Man kann sich solcher gesunderen Gedanken über das Verhältnis des Wahnsinns zu den höchsten irdischen Gütern nur freuen, denn manchen Proben zufolge sind wir schon nicht so gar weit davon, daß der Wahnsinn geradezu als das menschlich Normale verherrlicht wird.

E. Dennert.



Frage 46: Verstößt die Feuerbestattung gegen das Christentum und weshalb? (S. 108.) Die Frage, ob Feuer- oder Erdbestattung das Richtige sei, beschäftigt noch immer die Gemüter. Die Antworten, die Private, Vereine und Kirchen-

behörden geben, sind sehr verschieden. Jedoch treten immer klarer die Richtlinien für eine grundsätzliche Behandlung dieser vielumstrittenen Angelegenheit hervor.

Zunächst kommt es ganz und gar auf die Tendenz an, die man mit der Forderung der fakultativen oder obligatorischen Feuerbestattung verbindet. Interessant ist, daß bei der ersten europäischen Feuerbestattung des indischen Fürsten Maharadscha 1869 zu Florenz eine Begeisterung losbrach, die sehr stark mit kirchenfeindlichen Beweggründen vermischt war. Dieses antikirchliche Geburtsmal hat die Feuerbestattungsbewegung in einigen Kreisen bis auf den heutigen Tag festgehalten. Als der Verein, der in Mainz ein Krematorium errichtete, hörte, daß sich die dortige Geistlichkeit bereit erklärte, in der Vorhalle eine seelsorgerlich-tröstende Feier abzuhalten, wurde in einem ernsten Entrüstungssturm dies Angebot abgewiesen, weil es eine Erhaltung kirchlichen Einflusses bedeute. Später ist dann ein Ausgleich erfolgt. Immerhin erscheint die anfängliche Abweisung für den Geist, der einen großen Teil der Feuerbestattungsfreunde beherrscht, sehr bezeichnend. Tatsächlich haben die Gründe für die Feuerbestattung in der Regel eine antikirchliche Beimischung. Jedoch gibt es auch Fälle, in denen bei dem Verstorbenen oder dessen Hinterbliebenen rein hygienische und praktische Gründe für die Feuerbestattung maßgebend sind.

Rein theoretisch betrachtet braucht die Feuerbestattung nicht einer religionslosen, materialistischen Absicht zu entspringen. Schließlich wird auch im Aschenrest der Leichnam der Erde übergeben, wenn auch der Vernichtungsprozeß eine künstliche Beschleunigung erfährt. Auch widerspricht die Verbrennung nicht dem christlichen Auferstehungsgedanken. Die älteste Christenheit hielt auch an der Auferstehung der Märtyrer fest, deren Körper von Flammen oder wilden Tieren verzehrt wurden.

Etwas anderes aber ist die Frage, ob das ganze Verfahren der christlichen Sitte und der Natur entspricht. Beides muß verneint werden. Christliche Sitte ist es, daß der entseelte Leib als ein Samenkorn in den Totenacker gelegt wird. In dieser Sitte ruht ein großer idealer Wert für das gesamte Glaubens- und Gefühlsleben; auch liegt diese Sitte dem ganzen liturgischen Sprachgebrauch und der kirchlichen Begräbnisordnung zugrunde. Auch hält die Verwesung des Leichnams im Erdenschoß die natürliche Mitte zwischen dem ägyptisch-heidnischen künstlichen Konservierungsverfahren (Einbalsamieren) und dem alt- und modern-heidnischen künstlichen Vernichtungsprozeß der Leichenverbrennung.

Aus dem Gesagten ergibt es sich von selbst, daß Geistliche in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Verbrennungsakt ihre amtliche Teilnahme versagen, namentlich dann, wenn kirchenfeindliche Motive bestimmend waren. Jedoch haben die Behörden der meisten Landeskirchen ihren Geistlichen die seelsorgerliche Mitwirkung bei einer Trauerfeier im Sterbehause, am Sarge eines zur Verbrennung bestimmten Verstorbenen gestattet. Neuerdings halten evangelische Geistliche auch Trauerfeiern in der für diesen Zweck bestimmten Halle des Krematoriums. In diesem September hat der Badische Oberkirchenrat unter prinzipieller Gleichstellung der Feuerbestattung mit der Erdbestattung, auch ohne der altchristlichen Sitte besondere Bedeutung beizumessen, die kirchliche Weihe durch den Geistlichen unmittelbar vor der Versenkung des Leichnams in den Verbrennungsraum gestattet. Julius Werner, Frankfurt a. M.

Frage 56: Alte chinesische Sternwartakten sollen Belege für die Tatsächlichkeit vom Sonnenstillstand im Josuabuch gebracht haben. Was ist davon zu halten? Stud. theol. G. in G.

Ich halte es nicht für unmöglich, daß der Versuch, der berühmten, vielgequälten Josua-Stelle mit Hilfe altchinesischer Sternwart-Akten den Sinn eines Berichts von objektiv-tatsächlichem Gehalt abzugewinnen, irgendwo einmal gemacht worden ist. Aber irgendwelche exegetische oder biblisch-archäologische Autoritäten aus älterer oder neuerer Zeit, die für diesen Erklärungsversuch einträten, sind mir nicht bekannt. In Kommentaren und sonstigen Hilfsmitteln ist nichts Bezüg-

liches zu entdecken. Auch der letzte lutherisch-orthodoxe Verteidiger des objektiv-historischen Sinnes der Worte: „Und die Sonne stand still“ rc. rc., Prof. D. Hoelemann (Leipzig) in seinen „Letzten Bibelstudien“, Lpz. 1885, 27—50, bringt zwar sonst einiges zur Verteidigung seiner Annahme vor, weiß aber nichts von etwaigen chinesischen Zeugnissen zugunsten derselben. Auch in der jüngst verdeutscht erschienenen sehr reichhaltigen Schrift des bekannten Mailänder Gelehrten Giov. Schiaparelli („Die Astronomie im A. Test.“, deutsch durch W. Lüdtke, Gießen 1904) ist nichts zu finden, das eine Theorie wie die in Rede stehende begünstigen könnte. Schiaparelli bietet (S. 38) Angaben über historisch bezeugte Totalverfinsterungen der Sonne aus der Zeit der Könige Alt-Israels (so aus den Jahren 831, 824 und 763 v. Chr.). Aber damit wird ja nichts in bezug auf das angebliche Wunder zu Josuas Zeit (ca. 1400 v. Chr.) gewonnen; und nicht Sonnenfinsternis sondern Sonnenstillstand soll dieses Wunder laut dem Wortlaut der Stelle gewesen sein. — Die jetzt fast ganz allgemein angenommene poetische Deutung der Stelle — als einer Parallele zu den Worten im Lied der Debora: „Die Sterne schritten aus ihren Bahnen wider Sisera“ rc. — ist keineswegs ein Fündlein moderner rationalistischer Exegeten, sondern schon sehr alt (cfr. Starke, Synopsis u. a. ältere Bibelwerke). Hoelemann hat zur Entkräftung dieser Auffassungsweise nichts Triftiges beizubringen vermocht. Die früheren Jahrgänge vom „Beweis des Glaubens“ haben wiederholt die Stelle ausführlich beleuchtet und, soviel ich mich erinnere, nie anders als mit dem Ergebnis, daß es sich hier um ein Erzeugnis poetischer Ausdrucksweise handle. Vergl. die Bände V, IX und XXV. Prof. D. O. Zoeckler.

Frage 57: Wie soll sich ein Christ, der z. B. Wirt oder Bäcker oder Konditor ist, zur Frage der Sonntagsarbeit verhalten? Ist es Sünde, wenn er arbeitet, dann ist er forwährend gezwungen, Sünde zu tun. Denn die hungrigen Touristen fragen nicht, ob es Sonntag ist oder nicht und die Hausfrauen wollen am Sonntag früh, geradeso gut wie in der Woche, frische Brötchen und am Nachmittag frischen Kuchen. — Frau L. in F.

Frage 58: Wie ist es mit der Lehre von der Gnadenwahl? Wenn im Römerbrief geschrieben steht, daß Er sich etliche zubereitet zu Gefäßen des Zorns, etliche zu Gefäßen der Gnade, was kann ich dann dafür, wenn ich verloren gehe? — Frau L. in F.

Frage 50: Welches ist der Unterschied zwischen „mit Zungen reden“ und „weissagen“ nach 1. Kor. 11? (S. 244). Im 1. Korintherbrief werden uns gelegentlich die Merkmale einer jungen, religiös angeregten und religiös erregten Gemeinde geschildert. Darunter treten zwei besonders hervor: Zungenreden und Weissagen. Fragen wir zuerst: was ist weissagen? Der Weissager wird auch Prophet genannt; er übermittelt die Befehle Gottes, die ihm dieser in einsamen Stunden, im Gebet oder im Traum giebt. Nachdem der Prophet seine Offenbarung erhalten hat, tut er in nüchterner, für alle Zuhörer verständlicher Weise kund, was er geschaut oder gehört hat.

In ganz anderer Weise betätigt sich der Zungenredner. In Zeiten hochgehender religiöser Fluten werden sich immer solche Ekstatiker finden, die in eine Art Bewußtlosigkeit fallen und dann in einem Zustand der Verzückung reden. Was sie hervorbringen, sind unverständliche, abrupte Laute, die nur besonders Eingeweihte zu verstehen glauben. Der gewöhnliche Durchschnittsmensch hört wohl einzelne Laute, aber er kann kein Bild von dem Inhalt gewinnen. Der Zungenredner betet, wie Paulus sagt, ohne νοῦς, ohne Sinn. Der Geist packt ihn, der Zungenredner giebt sich ihm willenlos hin, so daß der eigentliche Beter oder Redner der Geist ist, während der Ekstatiker selbst nur eine Art Medium ist. Dieses Reden oder richtiger dieses Lallen in der Ekstase ist für die Gemeinde unfruchtbar, da sie ja nichts davon versteht. Die Zungenredner müssen in Korinth ziemlich zahlreich gewesen sein, und es hat infolgedessen oft „Unordnung“ in der Versammlung geherrscht. Daher das Gebet des Paulus, daß nie mehr als zwei oder drei Zungenredner auftreten sollen. Dazu verlangt noch Paulus, daß ein „Ausleger“ da sein muß, der das Reden zu deuten vermag.

Somit ergiebt sich folgender Unterschied zwischen Zungenreden und Weissagen:

Das Zungenreden geschieht in Ekstase und besteht im Hervorstoßen von Worten nd Lauten, die die Zuhörer nicht verstehen. Das Zungenreden ist ein Gebetsverkehr nit Gott.

Das Weissagen ist ein vernünftiges Reden, bei dem der „Sinn“ beteiligt ist. Es st für alle verständlich und hat daher hohe Bedeutung für die Erbauung der Gemeinde. S.



1. Zeitschriften.

Die Reformation Nr. 25 enthält von S. Keller „Der springende Punkt“, Brief an einen Zweifler: wer das Wunder der Bekehrung an sich erlebt hat, stößt sich nicht mehr mit irgend einem „Opfer des Intellekts“ an Christi wunderbarer Persönlichkeit und an die Wunder. — In Nr. 26 behandelt Lic. Beth „Den Wert des Menschen“: Die Seele des Menschen ist fähig für geistige Kultur und für ein hohes Gemütsleben, die Seele des Tieres webt in der Natur und dem physischen Gefühlsleben, jener betätigt sich in geistig-geschichtlichem Leben, dieses hat dafür keine Parallele. Diese Sonderstellung des Menschen fordert für ihn einen besonderen Schöpfungsakt. — Nr. 30 beantwortet Lic. von Walter die Frage: Was erwartet ein moderner Mensch von der Religion? und bespricht des Haeckelianers Bölsches Neuherausgabe von Angelus Silesius „Cherubinischer Wandersmann“. Wenn Bölsche sich auch irrt, wenn er zwischen sich und dem gen. Mystiker Beziehungen sucht, so ist es doch erfreulich, daß sich darin ein Sehnen äußert, das über den Alltag hinausgeht. — Nr. 31: Strecker „Über das Wunder“: Die biblischen Wunder sind bis auf weiteres aus historischen Gründen für wahrscheinlich zu erachten, für den positiv-christlichen Gottesgedanken sind sie notwendig als Korrektiv der Sünde. Dem, der sich mit Gott versöhnen ließ, sind die Wunder wirklich. — Nr. 32: P. Wurm setzt seine „Religionsgeschichtlichen Studien“ fort und behandelt die israelitische Nationalreligion. — Nr. 35—39: W. Schmidt beleuchtet „Die Lage“ und bespricht die Ansichten von Ziechen, Mach, Avenarius, Heim und den Einfluß moderner Ideen auf die Theologie.

Politisch-anthrop. Revue Nr. 5. B. Rawitz macht „Kritische Bemerkungen über Vererbungstheorien,“ er behandelt Weismanns Kontinuität des Keimplasmas, die Micellartheorie von Nägeli, die Keimplasmatheorie von Weismann, Haackes Gemmarientheorie, Häckels Pangenesis, Darwins Perigenesis, die intracellulare Pangenesis von de Vries und die Korrelationstheorie. Ihm scheint vor allem die letztere als auf Tatsachen sich stützend diskutabel zu sein.

Biolog. Zentralblatt Nr. 7. C. Detto berichtet „Über direkte Anpassung“. Er hält sie für unmöglich, weil sie Zweckursachen und Finalbeziehungen fordert, die mit der „Alleingültigkeit des Kausalprinzips“ in Widerspruch ständen. Nicht von Widerspruch sondern von Ergänzung sollte hier gesprochen werden. Dettos „Alleingültigkeit des Kausalprinzips“ ist ein einseitiges Dogma. — Nr. 11: K. C. Schneider bespricht in „Vitalismus“ die Beziehung seiner Ansichten zu denen von Driesch. H. Schmidt verteidigt das „Biogenetische Grundgesetz“ im Sinne Haeckels. R. Rößle behandelt „Die Bedeutung der Immunitätsreaktion für die Ermittelung der system. Verwandtschaft der Tiere.“ Es betrifft dies die bekannten Blutreaktionen, aus denen z. B. Friedenthal die Verwandtschaft zwischen Mensch und Affe schloß. — Nr. 13—15:

J. Reinke „Hypothesen, Voraussetzungen, Probleme in der Biologie." Ein sehr lesenswerter Vortrag über die Bedeutung der Hypothese usw. in der Naturforschung, ihr Recht und ihre Gefahr. H. Jordan berichtet über „Neuere Arbeiten auf dem Gebiete der Psychologie wirbelloser Tiere." A. Forel greift in „Naturwissenschaft oder Köhlerglaube?" Wasmann an, wobei er auch Reinke streift. Der verletzende Titel war jedenfalls unnötig. — Nr. 18 antwortet Wasmann darauf in „Wissensch. Beweisführung oder Intoleranz?"

Natur und Offenbarung Heft 7—10. H. Schmidt „Der wissenschaftliche Wert der Mimikrytheorie", er kritisiert besonders Piepers, indem er die Mimikry verteidigt, ohne ihre darwinistische Ausbeutung zu teilen. W. Tenambergen bespricht „Das Lebensproblem und seine Lösung nach J. Reinke" in ruhiger und sachlicher Weise.

Globus 88. Band Nr. 10. G. Schwalbe „Zur Frage der Abstammung des Menschen" wendet sich gegen Kollmann (vergl. S. 272) und hält daran fest, daß der Neandertaler und Pithecanthropus Vorfahren des Menschen seien.

Naturwiss. Wochenschrift Nr. 30. S. Best kommt in „Auge und Zweckmäßigkeit" zu dem Ergebnis, daß man den Wert der Selektion usw. zur Erklärung der Zweckmäßigkeit nicht zu hoch anschlagen darf. — Nr. 39. F. Reuter beleuchtet „Die Einseitigkeit der mechanischen Weltanschauung."

Der freie Christ. Nr. 8. C. von Schmidtz „R. Wagner und das Christentum", einige sehr bemerkenswerte Aussprüche von Wagner ohne Kommentar. — Nr. 9: A. Schindler „Heilige Schroffheit": „Die wonnevolle Freundlichkeit, Sanftmut und barmherzige Liebe des Heilandes hebt sich wie in sonnenglänzendem Vordergrund des Landschaftsbildes vom dunkleren Hintergrund Seines unerbittlichen Wahrheits- und Gerechtigkeitsgesetzes ab. Aber Kontraste machen Bilder. Genug für uns, daß Sein Bild ein Bild der Vollkommenheit ist, und daß auch die dunkelscheinenden Linien Seiner heiligen Schroffheit uns unentbehrlich sind und daß sie der gleichen Liebesquelle entstammen, wie die nach uns ausgestreckten Hände Seines Erbarmens." Beachtenswerte Worte und Gedanken!

Natur und Kultur Nr. 24. R. Stäger bespricht „Einige Beispiele von Mimikern unter den Pflanzen", V. Gredler in „Lichtfreundlichkeit bis zur Tollheit" die Erfahrung, daß Tiere so oft zum Verderben in Lichtquellen stürzen, und deren Erklärungsversuche seitens Preyer und Marshall (Verrücktheit, Hypnotismus); er findet keine natürliche Erklärung und erklärt sie selbst als „äußerliche Kundgebung eines inneren psychisch-instinktiven Strebens zum Licht." — III. Nr. 1/2 Bruhns erörtert im Anschluß an Carus Sternes: „Werden und Vergehen" „die Hypothesen in den Naturwissenschaften."

Vor uns liegen zwei neue Blätter: Der Kompaß Stuttg. W. Kohlhammer, vierteljährlich 1.25 Mk. Herausgeber Oberjustizrat Ed. Eggert, der seinen 1. Jahrgang abgeschlossen hat; er wird zeitgemäße Belehrung und Unterhaltung geben auf der Grundlage einer entschieden christl. Weltanschauung. — Ferner: „Die Glocke" Konstanz-C. Hirsch, vierteljährlich 1.25. Herausgeber: Pastor S. Balke-Bremen, beginnt eben zu erscheinen, ein billiges illustr. Familienblatt, das sich mit gutem Inhalt einführt. Nicht ratsam ist es aber die gegebenen Beiträge so sehr in kleine Stücke zu teilen, wie es hier geschieht.

2. Bücher.

Für den Weihnachtstisch:

Aus dem Verlag von M. Warneck-Berlin 1906 liegen vor uns: H. Dalton, Lebenserinnerungen I. 504 S., brosch. 5 M. — Dieser erste Band enthält des Verf. Jugendgeschichte. Das Werk wird sich offenbar zu einer Art Zeitgeschichte entwickeln, welcher der Leser mit Teilnahme folgen muß. Wer so reich an Lebenserfahrungen ist,

wie Dalton, der leistet in einem Buch wie dem vorliegenden den Zeitgenossen einen großen Dienst.

A. Gräfin v. Rantzau, Hans Kamp. 2. Aufl. 269 S. — Ein Roman. Ein mittelloser junger Maler erringt in heißen Kämpfen die Anerkennung seines Künstlertums. Gut und frisch geschrieben. Feine Charakteristik.

H. Sohnrey, Die hinter den Bergen. 4. Aufl. 347 S., brosch. 3 M. — Kleine Geschichten aus dem hannoverschen Dorfleben, prächtig geschildert, mit feinem Humor, sehr zu empfehlen.

D. Speckmann, Heidjers Heimkehr. 3. Aufl. 189 S., geb. 3 M. Das ist „Heimatkunst" in edler und einfacher Sprache. Der Wert des Buches ist nicht vorübergehend, daher ein sehr empfehlenswertes Geschenk.

Aus Höhen und Tiefen 1906, 384 S., geb. 4 M. — Wieder ein sehr inhaltsreicher Band des beliebten Jahrbuches, der sich seinen Vorgängern würdig anreiht. Die beigegebenen Bilder sind gut. U. a. lieferten Beiträge: E. Zahn, K. Kinzel, D. Speckmann, Seiler, J. Bonnet, W. Lütgert. Aber — selbstlesen!

Fritz Lienhard, Gedichte. 2. Aufl. Stuttg. Greiner u. Pfeiffer, 1906. 217 S., geb. 4 M. — Wir haben diese Gedichte schon in ihrer ersten Aufl. empfohlen, das tun wir bei der 2. um so lieber mit dem Wunsch, daß sie auf manchem Weihnachtstisch liegen möchten. Sie verdienen es nach Form und Inhalt durchaus. Dt.

Aus dem Verlag von C. Ed. Müller, Halle 1906 nennen wir als geeignete Weihnachtsgeschenke:

Neue Christoterpe XXVII. Jahrg. 383 S., geb. 5 M. — Der neue Band scheint fast besonders reichen Inhalt zu haben, und wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen, und noch dazu fast durchweg Gutes. Wir nennen u. a. Erzählungen von H. Oeser, O. Funcke, Fr. Anders, Abhandlungen von G. Bötticher, Chr. Rogge, H. Dalton, K. von Hase, A. Stöcker u. a. m. Diese Namen sagen schon genug.

M. Vorberg, Geschichten aus alter nnd neuer Zeit. — 2. Aufl. 2 Bde. à 2,70 M. — V. ist ein guter Erzähler, der auch nach seinem Tode der Liebling vieler Leser geblieben ist, wie die 2. Aufl. dieser hübschen Erzählungen zeigt.

P. Kaiser, Grüß Gott! Gedichte. 2. verm. Aufl. 288 S., 3,60 M. — Gern vertieft man sich in diese Gedichte in wirklich edler Sprache, — ein neuer Gerok!

Aus dem Verlag von C. Hirsch, Konstanz, empfehlen wir folgende Bücher als Weihnachtsgeschenke:

Ingraham, der Fürst aus Davids Hause. 202 S., geb. 2,50 M. — Eine Geschichte aus der Zeit Christi in Briefen einer jungen Jüdin an ihren Vater, man wird sie mit Interesse und Bewegung lesen. Das schön ausgestattete und sehr billige Buch hat 24 z. T. wirklich sehr schöne Kunstdruckbeilagen.

Onkel Toms Hütte. Neu bearbeitet von E. v. Feilitzsch. 300 S., geb. 2 M. — Ein alter Freund der Jugend in neuem Gewande und mit 8 Vollbildern. Es ist erfreulich, daß man in den Tagen Carl Mays wieder auf ihn zurückkommt. Unsere Kinder werden von ihm ebensoviel haben, wie wir seiner Zeit.

A. Linden, Das neue Licht. 328 S., geb. 3 M. — Eine Erzählung aus der Franzosenzeit, schön geschrieben und zum Vorlesen im Familienkreis bestens geeignet. Ausstattung zu so billigem Preis vorzüglich.

D. Schlatter, Lauter Freunde. 166 S., geb. 2 M. — Die Verf. nennt diese Geschichten „Erzählungen für kleine Leser", in der Tat bilden sie für das Alter von 8—12 Jahren jedenfalls eine sehr gute Lektüre, weshalb wir sie unseren Lesern für ihre Kleinen lebhaft empfehlen.

Dr. Martin Luther, der deutsche Reformator, 99 S., kart. 0,40 M. — Ein Buch, das weiteste Verbreitung verdient. Es sind die bekannten Königschen Bilder mit kurzem Text. Die Wiedergabe ist auch in dieser außerordentlich billigen Ausgabe gut.

Als Kalender bietet uns der Verlag von C. Hirsch, Konstanz wieder an: Für

Alle, 128 S. 0,40 M. mit sehr vielen Erzählungen und Bildern; Fürs Haus, 64 S., 0,25 M., bietet etwa die Hälfte, beide in Quartformat; Christl. Jugendfreund-Kalender, 80 S., 8°, 0,15 M. Die diesjährige Ausgabe ist trotz des niedrigen Preises um 1 Bogen vermehrt worden. — Der Abreißkalender Der Christenfreund, 0,75 M., bietet tägliche Andachten, unter den Mitarbeitern findet sich mancher gute Name. Die Rückwand zeigt dieses Mal eine farbige Wiedergabe von Leonardos Abendmahl.

Eines besonderen Kalenders wollen wir aber hier auch gedenken, das ist der Tierschutz-Kalender für 1906 für 10 Pfg., den wir mitsamt den edlen Bestrebungen des Berliner Tierschutz-Vereins (Berlin S. W. Königgrätzerstr. 41) unsern Lesern aufs lebhafteste empfehlen.

Außerdem weisen wir noch einmal nachdrücklich auf folgende in diesem Jahrgang von uns empfohlene Schriften als Weihnachtsgeschenke hin:

E. Dennert, Christus und die Naturwissenschaft (Stuttgart, M. Kielmann. 1 Mk.) S. 39. — Derselbe, Es werde! (Hamburg, Rauhes Haus, 1 Mk.) S. 112. — J. Simsa, Das Geheimnis der Person Jesu (Hamburg, Rauhes Haus, 1 Mk.) S. 149. — W. Boyd Carpenter, Der Menschensohn unter den Söhnen der Menschen (Gr. Lichterfelde, E. Runge, 3,75 Mk.) S. 276. — Bücher der Weisheit und Schönheit (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, à 2,50 Mk.) S. 276. — Th. Kappstein, P. Rosegger (ebenda, 5 Mk.) S. 277. —

Aus dem Jahrgang 1904: C. Wagner, Die Seele der Dinge (Berlin, M. Warneck) S. 351. — Fr. Lienhard, Thüringer Tagebuch (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 4 Mk.) S. 351. — J. Howald, Geschichte der deutschen Literatur (Konstanz, C. Hirsch, 10 Mk.) S. 112. — Von der Renaissance zu Jesus (Stuttgart, J. F. Steinkopf, 1 Mk.) S. 110. — W. Mader, El Dorado (Stuttgart, W. Gundert, 4,50 Mk., für die Jugend) S. 70. — J. Reinke, Die Welt als Tat (Berlin, G. Paetel) S. 69. — J. Bonnet, Petrus Helldal (Cassel, E. Röttger) S. 69. —

Von den im Jahre 1903 empfohlenen Büchern seien noch einmal genannt: Fr. Lienhard, Ges. Gedichte (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer, 4 Mk.) S. 416. — E. Dennert, Aus den Höhen und Tiefen der Natur (Halle, C. Ed. Müller, 4 Mk.) — Derselbe, Naturidyllen (Leipzig, E. Ungleich, 1,90 Mk.) — Derselbe, Bibel und Naturwissenschaft (Stuttgart, M. Kielmann, 5 Mk.) alle 3 S. 417. — G. Buchwald, Deutschlands Kirchengeschichte (Leipzig, Velhagen und Klasing, 10 Mk.) — Fr. Öhninger, Geschichte des Christentums (Konstanz, C. Hirsch. 4 Mk.) — Derselbe, Das Leben Jesu (ebenda, 5 Mk.) alle 3 S. 418. — Th. Frank, Lebensfragen (Basel, Fr. Reinhardt, 4 Mk.) S. 378. — C. Skoogard-Petersen, Des Glaubens Bedeutung im Kampf ums Dasein (Berlin, Reuther und Reichard) S. 377.

Aus dem Verlag von Fr. Bahn in Schwerin 1905/06 liegen uns folgende Bücher vor, die der Verlag Volksbibliotheken auch mit 20% Rabatt liefert:

Nicolai, Jövik. Übers. von G. Johanns. 365 S. geh. 4 Mk. — Seit langer Zeit schenkt uns der Verf. vom „Pastorat zu Nöddebo" wieder ein Buch, das den alten Humor mit großer Lebenserfahrung verbindet. Wer sollte nicht gern zu ihm greifen.

J. Dose, Der Paternostermacher von Lübeck. 334 S. geh. 4,50 Mk. — Ein humorvolles neues Werk des beliebten Dichters, den man mit Recht den „Holsten-Scott" genannt hat, spannend und prächtig geschrieben.

M. Burmester, Vicisti Galilaee! 204 S. geh. 2,50 Mk. — Ein recht modernes Buch, das die Gegensätze zwischen moderner Theologie und Bibelglauben schildert und diesen gegen jene verteidigt.

R. Connor, Im Lande der schwarzen Felsen. 215 S. geh. 2,50 Mk. — Ein Buch, das in Amerika in 1 Mill. Exemplaren verbreitet ist und einen Kreuzzug gegen die Trunksucht darstellt. Wenn es auch diesen Erfolg bei uns nicht haben wird, so kann es doch auch hier Gutes stiften.

L. Algenstaedt, Skizzen aus dem Schwesterleben. 183 S. geh. 2,50 Mk. — Neue ergreifende und doch humorvolle Geschichten von der Verf. der Diakonissengeschichte „Frei vom Dienst."

E. Pfennigsdorf, Lic. theol., Persönlichkeit. 365 S. geh. 4,20 Mk. — Wir wünschten diese „Christliche Lebensphilosophie für moderne Menschen", die sich des Verf. beliebtem Buch „Christus im modernen Geistesleben" würdig anschließt, auf recht vielen Weihnachtstischen von alten und jungen Gottsuchern zu sehen. Sie verdient es in hohem Maße. Dt.

Hauschoralbuch. 130 S. geb. 1,60 Mk. — 662 Choräle und geistl. Volkslieder in leichtem vierstimmigem Satz und in bequemer Tonhöhe. Für den Hausgebrauch außerordentlich zu empfehlen.

Aus dem Verlag von O. Janke, Berlin, 1905, empfehlen wir:

W. Raabe, Der Hungerpastor. 23. Aufl. 397 S. geh. 7 Mk. — Das ist ein altes, aber doch ewig junges Buch Raabes, das wohl vor allem seinen Ruf begründete, ein Buch, das man gerne wieder einmal liest und das daher ein wertvolles Geschenk ist. Dasselbe gilt von seinem anderen uns vorliegenden Werk: „Der heilige Born", 2. Aufl. 311 S. geh. 4 Mk., mit seinem bezeichnenden Nebentitel „Blätter aus dem Bilderbuche des 16. Jahrhunderts".

B. Goltz, Buch der Kindheit. 5. Aufl. 381 S. geh. 2 Mk. und Naturgeschichte der Frauen. 6. Aufl. 256 S. geh. 2 Mk. — Bogumil Goltz ist ein Schriftsteller, der es verdiente der Vergessenheit entrissen zu werden, dazu werden diese Neuauflagen von zweien seiner Werke gewiß dienen. Es weht durch sie ein sittlich-ernster Geist. Die eigenartige Sprache hat sehr viel Anziehendes. Goltz ist ein Original und Charakterkopf gewesen.

P. Rosegger, Wildlinge. 9. Tausend. Leipzig. L. Staackmann, 1906. 411 S. geh. 4 Mk. — Ein neues Buch von Rosegger ist stets ein Ereignis und zwar eines, das jeder, der den edlen Mann aus seinen Schriften kennen gelernt hat, mit heller Freude begrüßt. Nach dem Abschweifen auf religiöses Gebiet schenkt er uns hier wiede einen Band Erzählungen, wie nur er sie geben kann. Dt.

H. Stuhrmann, Schwert und Kelle. Berlin, P. Pittius, 1905. 269 S. geb. 2 Mk. — Sehr entschiedene und vom Licht der Ewigkeit bestrahlte Skizzen, die das alte Evangelium dem modernen Menschen in Herz nnd Gewissen bringen sollen. Wir empfehlen sie sehr.

M. Lenk, Lenas Wanderjahre. Zwickau, J. Hermann. 226 S. geb. 2,25 Mk. — Unsere Kaiserin hat ihre Anerkennung über M. Lenk ausgesprochen. Das verdient sie aber auch durchaus. Auch dieser neue Band aus ihrer Feder wird seine zahlreichen Freunde finden; denn sie gehört zu unseren besten Jugenschriftstellerinnen.— Der Verlag hat auch kleine Hefte von M. Lenk zum Preise yon 10 und 15 Pfg. mit buntem Umschlag herausgegeben: Schulmeisterlein, Durch Nacht zum Licht, Der Taler, Paul und seine Brüder. Sie sind zum Verteilen für Weihnachten sehr geeignet.

Ähnliche Hefte zum Verteilen gibt die Niedersächs. Ges. z. Verbr. christl. Schriften unter dem Titel „Die Macht der Liebe" heraus, Hamburg, Fr. Trümpler, à 10 Pfg., 100 St. 8 Mk. Sie sind recht ansprechend.

J. Maclaren (J. Watson), Ernstes und Heiteres. Aus dem Englischen. Stuttgart, Steinkopf, 1904. 312 S. geb. 4 Mk. — Wir haben neulich von dem Verf. einen Aufsatz gebracht (Heft 9), und ich bin überzeugt, daß unsere Leser darnach gern mehr von ihm werden lesen wollen. Dann mögen sie zu den Schottischen Erzählungen greifen, von denen dies der 3. Band ist. Selten trifft man Bücher, die man so uneingeschränkt empfehlen kann wie diese.

R. Leite, Rektor, Für die Kinderstube. Altbekannte Weihnachtsklänge, Kinderliedchen und Gebete. 2. Aufl. Elberfeld, Buchh. d. Evang. Gesellsch. f. Deutschl., 1905. 79 S. 0,80 Mk. — Das ist ein hübsches Buch für die Kinderstube zur Weihnachtszeit,

darin finden unsere Kleinen alle die herrlichen Lieder, die sie gern zum Empfang des Christkindchens singen.

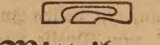
E. Dennert, Dr. phil., Vom Leben und Weben der Natur, Berlin, A. Meyer, 1906. ca. 2 Mk. — Mit zahlreichen Bildern versehene Plaudereien aus dem Naturleben, die ähnlich wie des Verf. Skizzen „Aus den Höhen und Tiefen der Natur“ zum Selbstbeobachten anregen wollen. Auch für die Jugend sehr geeignet. Ein billiges und hübsch ausgestattetes Weihnachtsgeschenk.

Bücher der Weisheit und Schönheit. Hersg. von J. Freih. von Grotthuß. Stuttg., Greiner und Pfeiffer, jeder Band geb. 2,50. — Von dieser schönen und empfehlenswerten Sammlung liegen uns weiter vor: Maxim Gorki (von A. Scholz), Lucian (2 Bde. vom Herausgeber), Beethoven (von K. Stork), Brüder Grimm (von M. Koch). Es ist ein sehr glücklicher Gedanke durch diese Auswahl von Schriften, Briefen usw. von geistig hochstehenden Männern diese der Gegenwart zu erhalten. Die äußere Ausstattung ist bei dem sehr billigen Preis bewundernswert. Wir empfehlen das Unternehmen angelegentlich. Dt.

Bibliothek.

Über Benutzung siehe Jahrgang 1905 Heft 1:

141. J. Huber, Die Lehre Darwins kritisch betrachtet. München 1871.
142. L. von Gerdtell, Ist das Dogma von dem stellvertretenden Sühnopfer Christi noch haltbar? Stuttg. 1905.
143. A. W. Hunzinger, Persönliches Leben. Die entscheidende Stelle im Menschen. Das Auge. Schwerin 1902.
144. Ders. Der Welturſprung. Die Welt ohne Gott. Wer war Jesus? Schwerin, 1903.
145. E. Hoppe, Natur und Offenbarung. 2. Aufl. Hannover 1904.
146. M. Kähler, Das Offenbarungsansehen der Bibel. Barmen, 1903.
147. A. Bruckner, Der alte Weg zum alten Gott. Schkeuditz, 1903.
148. E. W. Mayer, Der christl. Glaube u. die naturwiss. Welterklärung. Straßburg 1904.
149. Th. Christlieb, Die besten Methoden der Bekämpfung des modernen Unglaubens. Gütersloh, 1874.
150. C. P. Tiele, Einleitung in die Religionswissenschaft. 2 Bände. Gotha, 1899.

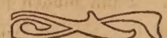


Mitteilung.

Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß die beiden neuesten Hefte von „Christentum und Zeitgeist“ erschienen sind. Ihr interessanter Inhalt spricht schon für sich. Wir empfehlen sie unsern Lesern aufs lebhafteste.

Heft 7 enthält: Fr. Öls, Der Wodan-Kult, sein Recht u. sein Unrecht (30 S.)
Submissionspreis 0.40 Mk., Einzelpreis 0.60 Mk.

Heft 8 enthält: G. Steude, Entwicklung und Offenbarung (59 S.).
Submissionspreis 0.80 Mk., Einzelpreis 1.20 Mk.



Ernst Röttger's Buchdruckerei, Kassel.